

GESCHICHTE UND POLITIK

DAS MITTELALTER

Das Wesen jener Zeitepoche, welche von einer veralteten Geschichtschreibung als Mittelalter bezeichnet wird, bestand in der rein persönlichen, gefühlsmäßigen Art, die Dinge zu betrachten, alles nur nach lebendigen Personen und nach Sachen anzuschauen, während die Fähigkeit, abstrakte Gesetze zu erschließen, fast vollständig fehlt. Diese Neigung des Gemütes und mangelhafte geistige Veranlagung wirken natürlich auf das praktische alltägliche Leben zurück. Ein Abstraktum, ein Erzeugnis der Erkenntnis allgemeingültiger Gesetze, ist zum Beispiel das Geld. Der Hirt muß gelernt haben, von seinen Herden zu abstrahieren, der Landmann von seinem Korn, der Handwerker von den Erzeugnissen seiner Hände und sogar der Kaufmann von seinen Waren, bevor sich diese Menschenklassen entschließen, ihre Erzeugnisse und Bedürfnisse nicht mehr durch ein wechselseitiges Tauschgeschäft zu besorgen, sondern ganz einfach durch zirkulierendes Edelmetall, welches nicht Korn, nicht Vieh, nicht Ware ist und über diesem allem schwebt wie ein abstrakter Gott, der aus sich heraus die ganze Welt entwickelt. Aber im Mittelalter einer Menschheit oder eines Staates verkriecht sich das Edelmetall, die geprägte Münze, tief in die Erde, oder sie wird plump und ungefüge. Sie wird ein Eisenstück, wie im alten Sparta, oder ein Hort, ein Schatz aus goldenen Bechern und Spangen, der die Habgier wilder Gesellen reizt und den Anlaß zu blutigen Taten und unheimlichen Legenden abgibt. Zum Verkehrsmittel eignet sich ein solcher Hort gewiß nicht. Er ist zu einem Begriff, zu einem Gegenstand geworden, und die schöpferische Phantasie hat es alsdann nicht mehr schwer, diese Gegenständlichkeit in etwas Persönliches zu verwandeln, den Hort und Schatz in einen Geist des Unheils und Verderbens. Die ganze deutsche Heldensage baut sich auf dieser Mythologie des Edelmetalls auf, welches aus abstraktem Geld zu einem gegenständlichen Schatz geworden ist; und auch die Griechen, die Iranier, die Ägypter kannten solche Sagen, wo sich der Seelenzustand mittelalterlicher Zeiten deutlich widerspiegelt. Der moderne Verbrecher aus Besitzhunger bevorzugt den Diebstahl, die Unterschlagung, zweifelhafte Börsengeschäfte, während der Raubmord eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle spielt. Aber schon der alte Gesetzgeber der Spartaner, Lykurgus, hat sein Eisengeld angeblich eingeführt, um habgierigen Dieben das Handwerk zu legen. Die Herren Langfinger hätten ganze Warenladungen stehlen müssen, um von diesem mühseligen Geschäft irgendeinen Vorteil zu ernten. Ebenso wenig half es einem geriebenen Dieb, einen einzelnen Becher oder eine goldene Spange aus dem Hort eines deutschen Sagenkönigs zu stehlen. Er mußte den ganzen unerschöpflich reichen Schatz in seiner Gewalt haben, um durch Gnadenspenden und Ehrengaben jeder Art die Getreuen an seine Person zu ketten, sich eine Machtstellung und dadurch auch eine behagliche Lebensstellung zu gründen. Darum blieb ihm nur der Mord, der ihm nicht allein den ersehnten Schatz, sondern Strafflosigkeit und Macht sicherte. Der reiche Mann im Mittelalter war nämlich in viel weiterem Sinne als heute auch der politisch mächtige Mann. Er beeinflusste nicht nur, wie der moderne Bankier, den Staat und seine Beamten, sondern war selber, in seiner Person, Staat, Beamter — König. Auch hier offenbart sich die Umwandlung aller Abstrakta in Gegenständlichkeit und Person. Das Geld wird zum Hort, der ganz und gar mit der Person des Herrschers oder des reichen Mannes zusammenfällt. Auf den ersten Anblick scheint diese Ver-

einigung von Eigenschaften, die sich in moderner Weise wohl wechselseitig beeinflussen und oft bedingen, keineswegs aber zusammenfallen, die Stellung eines mittelalterlichen Fürsten ganz unerschütterlich zu gestalten. In Wahrheit ist gerade sie sein Verhängnis.

Der Hort der Nibelungen oder das Eisenstück des Lakedämoniers bedeutete noch nicht das vollendete Mittelalter, sondern einen Überrest aus der Geldzeit. Je mehr sich aber die Verhältnisse befestigen, desto mehr mußte das einzige Wertprodukt in den Vordergrund treten, das faßlich genug war, um auch einem unentwickelten Abstraktionsvermögen begreiflich zu sein und zugleich allgemein gültig genug, um das geprägte Edelmetall einigermaßen zu ersetzen. Nur der Erdboden, das Land, besaß diesen vollkommenen Charakter eines mittelalterlichen Wertmittels. Was Boden, Land und Feld ist, wird auch noch wissen, wer nicht mit dem Begriffe, sondern mit Augen denkt, und Land gibt es überall, es ist in jedem Erdstriche von ziemlich gleicher Grundnatur, wenn auch von verschiedener Ertragsfähigkeit, welche aber in anspruchlosen Jahrhunderten, die nur eine Fabrikation zum Selbstverbrauch kennen, weit weniger in Betracht kommt, als im Zeitalter notleidender Agrarier. Der Boden wird also zum Geld des Mittelalters, und wie heute keiner leben kann ohne Metall, so in jener fernen Zeit keiner ohne die schwarze Ackerkrume. Darum wurde immer und überall der größte Grundbesitzer eines Landstrichs bald auch Fürst, Herzog oder König. Heute müßte er sich begnügen, sein Land zu verpachten und sich von den Pächtern eine beträchtliche Summe Geldes auszahlen zu lassen. Dazumal aber, in der Zeit des echten Mittelalters, besaßen weder Herr noch Knecht sonderlich viel Edelmetall. Was also sollte der arme Teufel von Pächter liefern? Höchstens doch Naturalien, das wenige, was ihm nach allem Selbstverbrauch noch übrigblieb. Und doch wäre es viel zu viel für den Grundbesitzer gewesen, der ja meistens noch einen Teil des Landes zurückbehielt, welcher zu seinem und seiner Familie Unterhalt vollkommen ausreichte. In jener Zeit gab es natürlich auch keinen Welthandel, der ohne zirkulierende Münze ganz undenkbar ist, und der glückliche Grundbesitzer, dem seine Pächter Naturalien lieferten, hätte in einem Meere von Korn, von Obst und Fleisch ertrinken und versinken können. Das war aber noch der günstigste Fall. Vermutlich hätte er von seinen Pächtern, die ja alles selbst verbrauchten, überhaupt nichts bekommen, und er mußte sich darum an das einzige halten, was diese Menschen ihm bieten konnten — an ihre Person, an ihre körperliche Hilfeleistung im Kriege. So wurde der Großgrundbesitzer Herzog, Fürst, König, machte Weltgeschichte. Ein großer Zug kam in sein Dasein; sein Landgut wuchs durch Krieg und Eroberung ins Unermeßliche, und damit die Erwartungen der Menschen, die sich an ihn herandrängten. Er konnte nicht mehr bloß so viel Land verschenken, als der einzelne brauchte, sondern er mußte Unterschiede und Abstufungen einführen, mußte das größere Verdienst auch reichlicher belohnen. Er belohnte also — mit Landgut. Er schuf neben sich einen zweiten Großgrundbesitzer und damit einen ehrgeizigen, politischen Rivalen. Denn dieser zweite Besitzer konnte das ihm geschenkte Land auch nicht anders verwerten, als daß er es in kleineren Teilen an Bedürftige weitergab, die nunmehr ihm zum Heeresdienst verpflichtet waren. Mit diesen seinen Vasallen fand er sich, wenn er wollte, zum Heerbann seines Herzogs oder Königs ein. Wollte er aber nicht, dann empörte er sich und oft mit siegreichem Erfolge. Dabei konnte er selbst jeden Augenblick das gleiche Schicksal erwarten, indem sich aus den Reihen seiner Vasallen gleichfalls ein Rivale erhob, dem freilich auch noch einmal seine Stunde schlagen mochte. Es gab keinen Halt auf dieser schiefen Ebene, weil diese

mittelalterlichen Herzen und Gehirne unfähig waren, sich zu dem erhabenen und doch auch so nüchternen Gedanken des abstrakten Staates emporzurichten. Der Beamte eines wirklichen Staates, der einen einzelnen Bezirk zur Verwaltung zugewiesen erhält, ist darum noch nicht der Herr über die Menschen, welche diesen Bezirk bewohnen. Nicht er beruft das Heer, sondern der Staat; nicht ihm fließen die Leistungen der Untertanen an Geld und Gut zu, sondern dem großen Säckel des Staates, der auch den Beamten nach Maßgabe seiner Leistungen belohnt, ihn an seinem Platz beläßt, ihn versetzt, oder gar entläßt. Freilich, ein Staat, der so mit seinen Beamten umspringt, muß über bares Geld verfügen, muß Geschäftsverträge abschließen können, Anleihen aufnehmen, Kreditoperationen jeder Art vollziehen — kurz, hat zur Voraussetzung einen hochentwickelten kommerziellen Verkehr. Ohne das Abstraktum Geld gibt es auch nicht das Abstraktum Staat und auch keinen Staatsbeamten, der nicht sogleich ein politisches Oberhaupt würde. Beamte, die mit Grundbesitz entlohnt sind, können nicht hin und her geschickt werden. Man kann sie auch nicht leicht absetzen, weil sie jederzeit Vasallen zur Verfügung haben, die ihnen und nicht dem Herzog oder König zum Kriegsdienst verpflichtet sind. Das einzige Rettungsmittel des Herrschers besteht dann darin, daß er mit den aufrehrerischen Untergebenen seines Vasallen anknüpft. Mancher kluge und gewandte König des Mittelalters hat auf diesem Wege vorübergehende Erfolge erzielt, die aber nicht ihm und dem Staat, sondern den neu aufstrebenden Territorialgewalten zugute kamen. Somit kannte das Mittelalter weder Staat noch Beamte, sondern nur Landverleihung und persönliches Verhältnis zwischen Vasall und Herrscher. Statt feststehender Rechtsordnungen und Gesetze wurde die Treue das Prinzip des mittelalterlichen Staates — natürlich ein sehr ungenügendes Prinzip, welches sich keineswegs etwa mit der altpreußischen »Königstreue« der fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts vergleichen läßt. Wem in aller Welt sollte der kleine Vasall des Mittelalters Treue bewahren, seinem unmittelbaren Gutsherrn oder dem nominellen König, gegen welchen dieser Gutsherr sich empörte? Und alles kam zuletzt doch auf die Magenfrage hinaus. Heute kann der Staat durch Maßregeln aller Art jedem seiner Bürger den Brotkorb höher hängen, weil wir im abstrakten Zeitalter des Geldes, der Zölle, der Gewerbesteuer und Konzessionserteilungen leben. In Jahrhunderten des reinen Ackerbaues kann aber nur der unmittelbare Großgrundbesitzer dem Pächter eine nahrungspendende Gottheit sein, nicht aber dieses Besitzers sehr scheinbarer Oberherr. Freilich einst war diese Oberschaft kein Schein, sondern Wirklichkeit, damals nämlich, als der Herzog oder König noch der einzige Großgrundbesitzer seines Landes war und den Getreuen Äcker in Fülle spendete. Eben dadurch wurde er ja zum Herzog oder König, daß er so viel zu verschenken ¹ hatte. Jeder aber, den er beschenkte, besaß nun gleichfalls das Mittel, eine politische Macht zu begründen und sich zum furchtbaren Rivalen seines ehemaligen Herrschers auszuwachsen. Somit wird man mich wohl verstehen, wenn ich es als das Verhängnis mittelalterlicher Könige bezeichnet habe, daß ihre Macht nicht auf einer festen Rechtsordnung aufgebaut war, sondern auf ihrem Vermögen, mit dessen Abnahme auch die politische Stellung erschüttert wurde und schließlich zusammenbrach. Wirkliche Könige müssen eben mehr sein als nur Großgrundbesitzer.

Nun wurde die ursprüngliche Auffassung festgehalten, auch als sie längst zur Fiktion geworden war. Der einstige größte Grundbesitzer des Landes wollte auch dann noch König sein, als er seine Machtmittel aus den Hän-

1 Zumindest im Zeitalter der Ottonen wurde überhaupt nichts "verschenkt", auch nicht an die Kirche. Es gab nur die Belehnung, die mit dem Tod des Belehnten ungültig wurde.

den gegeben hatte. Auch wagten die eigentlichen Territorialherren nicht, diesen Anspruch geradezu zu bestreiten, da ja der Rechtstitel ihres Besitzes darauf beruhte, daß sie ihr Land vom König zum Lehen erhalten hatten, und da ja auch der König in ihrem eigenen Kreis wieder Empörer erwecken konnte. Solche wechselseitigen Interessen führten zu vorübergehenden Waffenstillständen, die manchmal Jahrhunderte währten. Dann konnte sich der mittelalterliche sogenannte »Staat« vollkommen ausbilden, jenes eigentümliche Lehenssystem, die politische Hierarchie, die von der Spitze zur Basis stufenweise herabschritt. Der moderne Staat verkehrt ganz unmittelbar mit jedem seiner Untertanen, und wäre er ein Tagelöhner auf der niedrigsten Stufe sozialer Lebenshaltung. Die Untertanen des mittelalterlichen Königs waren dagegen doch nur diejenigen Vasallen, denen er selbst Land verliehen hatte. Was dann ihrerseits die Vasallen mit dem verliehenen Lande taten, ging den König nichts an, und er hatte darum auch kein Recht, mit den Vasallen seiner Vasallen, mit den zahllosen kleinen Bauern, dem eigentlichen Volke, in irgendeine Verbindung zu treten. Ebenso erging es den mächtigeren Lehensfürsten, die von Rechtswegen auch nur mit ihren unmittelbarsten Ministerialen verkehren durften. Nirgends also berührten sich oben und unten, einen wirklichen Zusammenhang zwischen Volk und König, zwischen Staat und Untertan gab es nicht. Alles entwickelte sich stufenweise von oben nach unten. Während die Staaten des Altertums und der Gegenwart sich von unten her langsam gebildet haben, und vom Kleinen zum Großen, vom Einfachen zum Zusammengesetzten allmählich fortschritten, begann der Staat des Mittelalters gerade umgekehrt mit dem größten Landbesitz, um sich dann stufenweise in immer kleinere Landstücke zu verästeln. Darum konnte der mittelalterliche Geist auch gar nicht zu einem abstrakten Staatsrecht gelangen. Ist doch Abstraktion erst der Schlußstein eines mächtigen Gebäudes der Erfahrung, das von unten nach oben langsam aufsteigt. Der Begriff schmiedet die Welt der Einzeldinge zu einem Ganzen zusammen. Die Tendenz des Mittelalters ging aber gerade dahin, ein großes Ganzes, den größten Grundbesitz, immer mehr zu zerschlagen und die materielle Grundlage des Staates in lauter kleine Territorialmächte zu zerlegen. Man schritt also aus dem Weiten immer mehr in das Enge, verlor immer mehr die Fähigkeit, den Staatsgedanken in würdiger Weise zu begründen. Über das Lehenssystem, die feudale Hierarchie, gelangte der Politiker des Mittelalters nicht hinaus.

Die Grundlage des mittelalterlichen Wirtschaftslebens und des mittelalterlichen Staatsrechts war also das Landgut, während das runde Geld, die geprägte Münze aus der Römerzeit, sich in den Erdboden verkroch, die uralten Handelsstraßen verödeten, die Menschen nur selten noch zu Schiff, zu Pferd die Welt durchschweiften. Diese Zeiten sind vorüber. Gegenwärtig zirkuliert ein Gold— und Silberstrom rund um den Erdball, alle Handelsstraßen der Alten Welt sind überfüllt, immer neue werden hinzuentdeckt, die längst nicht mehr genügen, so daß der Kaufmann oder Industrielle ein leidenschaftlicher Forscher wird, der in der Nähe des Nordpols oder der Wüste Sahara nach neuen Produkten und Absatzgebieten fahndet. Er muß mit seinen Kombinationen die ganze Erde umspannen, wissen, wie jenseits des Weltmeers bei den Antipoden das Korn wächst, ob Ruhe und Ordnung herrscht, oder Aufruhr das Land zerrüttet. Darum umspannen Telegraphendrähte den Globus, durchziehen Kabeltaue den Meeresboden und arbeiten Millionen von Rotationsmaschinen, welche tagtäglich eine unerschöpfliche Fülle von Zeitungsblättern über die erschreckte Menschheit herniederschütten. Kurzum, wir leben in einem Zeitalter hochentwickelter Geldwirtschaft, gewaltigen Verkehrs, energischer

politischer Abstraktion, in einer Epoche der vollkommensten Wechselwirkungen, wo doch auch jeder Einzelteil sein bescheidenes Dasein behauptet. Heute übt der Bankier einen politischen Einfluß aus, der die Macht eines mittelalterlichen Königs vermutlich weit übersteigt. Trotzdem ist er noch lange nicht mit dem Politiker identisch, und ein moderner König baut seine Macht auf ganz anderen Grundlagen auf, als nur auf seinem Vermögen. Auch in dieser Hinsicht ist also der Unterschied zwischen dem Mittelalter und dem neunzehnten Jahrhundert ungeheuer groß, so daß keine Brücke über den klaffenden Abgrund der Zeiten hinwegzuführen scheint.

Dennoch aber, trotz alledem, es hat sich im hellen Sonnenlicht des neunzehnten Jahrhunderts ein Stück Mittelalter entwickelt. Es dringt vor, gewinnt von Tag zu Tag an Gebiet, und es ist nicht unmöglich, daß ihm die Zukunft gehört.

Jeder Fortschritt wird ja leider mit einem Rückschritt bezahlt, und besonders ist es das Verhängnis einer hochentwickelten Kultur, daß sie den Menschen zum abhängigen Sklaven von Werkzeugen herabdrückt, die ursprünglich zu seiner Bequemlichkeit erfunden wurden. Wie hilflos wäre zum Beispiel der Durchschnittsmensch von heute, besonders in der großen Stadt, wenn durch irgendeinen Zufall alle Uhren der Welt plötzlich verschwänden. Die Menschen, die dann aus dem Stande der Sonne die Zeit zu berechnen verstünden, könnte man zählen. Nur die allerwenigsten wüßten von einer Kunst, die zu den frühesten Übungen des primitiven Menschen gehört. Was wäre unser Gedächtnis ohne die Konversationslexika, unser Gehirn ohne Laboratorien und Universitäten, endlich unsere Wissenschaft und unser materielles Leben ohne die Teilung der Arbeit? Die Sonderung in einzelne Berufe bestand ja zu allen Zeiten und ist die Grundbedingung jeder Kultur. Aber in alter Zeit waren die Berufe doch noch nicht so spezialisiert wie heute. Der Landmann, der Handwerker arbeiten mit Hirn und Muskeln zugleich, so daß der lebendige Mensch nicht unter die Maschine kommt und zermalmt wird. Ich will nicht, im Gegensatz dazu, vom Fabrikarbeiter sprechen, sondern nur von einzelnen Großstadttypen. Wir sehen, wie sich der Industrielle und der Kaufmann voneinander sondern, dann der Kaufmann en detail, der Kaufmann en gros und endlich der abstrakte Kaufmann, der Bankier. Merkwürdig aber, je abstrakter und spezialisierter der Beruf wird, desto mehr unterwirft er den ganzen Menschen. Welche Zahlensummen und Kenntnisse muß ein Mann der Börse in seinem Kopf aufstapeln, so daß er Tag und Nacht an seine Geschäfte denken muß. Der Theoretiker und der Praktiker sondern sich überall; der Dichter wird zum Schriftsteller, dieser zum Journalisten, gar zum Reporter. Das Eigentümliche dieser Berufe liegt in ihrer Abkehr vom unmittelbaren Leben, in der Ausbildung einer Fachlichkeit, welche den ganzen Menschen beansprucht, ohne ihn doch mit einem Inhalt zu erfüllen. Die unerfreulichen Folgen können nicht ausbleiben. Man hat dann oft die Empfindung, vor einer verstümmelten Seele zu stehen, und ist erbittert, daß sie ihren grauenhaften Zustand nicht einmal kennt, sondern sich noch wohl und behaglich darin fühlt. Der Widerwille gegen diese Erscheinungen ruft eine Gegenbewegung hervor, die zuletzt fast immer eine entschiedene Renaissance des Mittelalters herbeiführt.

Mancher wird stutzen und bestreiten, daß eine Gegenbewegung gegen die Geldwirtschaft geradeswegs ins Mittelalter führt. Er wird behaupten, das Mittelalter wäre im Gegenteil gerade die Hölle des schönggeistigen Menschen. Dieses Urteil wirkt seltsam und läßt sich widerlegen, wenn man bedenkt, daß die Grundzüge alles Ästhetischen auch die Wurzeln waren, aus denen sich das

mittelalterliche Leben zusammensetzte: das Anschauliche und das Persönliche. Anschaulich genug waren diese mittelalterlichen Verhältnisse, die ganz und gar auf dem Landbesitz beruhten, und auch persönlich genug der Verkehr eines mittelalterlichen Fürsten mit seinen Vasallen. Man beklagt es heute, daß sich zwischen den Fürsten und seine Untertanen Papier hineingeschoben habe, und daß durch den ungeheuren Verwaltungsapparat der Bürokratie der Staat zu einem öden Mechanismus erstarrt sei. Davon konnte im eigentlichen Mittelalter keine Rede sein. Der Besitzer stand mit seinem Gesinde in patriarchalischem Verkehr, und wenn zwei große Herren sich einmal rauften, so lagen sehr verständliche Veranlassungen vor, über die man sich nicht den Kopf zu zerbrechen brauchte, wie über die tieferen Ursachen der modernen Kriege. Schon die Frage des Besitzes lag viel einfacher in einer Zeit, da es sich vorzugsweise um Landgut handelte. Und dann brachte die staatsrechtliche Unbestimmtheit aller Verhältnisse eine Romantik in das Leben, welche den Ehrgeiz entflammte und jähren Schicksalswechsel begünstigte. Der mächtige Vasall wollte auch König werden. Der König aber, dem allgemach sein Landgut unter den Händen hinweggeglitten war, klammerte sich umso krampfhafter an den Schein der Macht und kämpfte mit der letzten Kraft um seine Krone. Die Gegensätze waren also klar und einfach, die Gefühle geradlinig, und die Motive entsprangen der menschlichen Eitelkeit, welche man verdammen mag, welche aber immer ein höchst persönliches und darum auch eigentlich poetisches Element enthält. Auf dem Boden dieser Kämpfe wuchs und blühte jene gewaltige, mittelalterliche Treue, die zwar dem eigentlichen Oberherrn selten genug gehalten wurde, dafür aber das Verhältnis zwischen den kleineren Fürsten und ihren Vasallen verklärte. Überall vernehmen wir einen unmittelbaren Herzschatz und brauchen uns nicht mit einer gewaltigen Anstrengung unseres Verstandes in wirre Verhältnisse erst mühsam hineinzustudieren. Bekanntlich flüchteten sich die Romantiker in den mittelalterlichen Staat, weil diese schönheitsdurstigen Seelen in ihrem nüchternen Zeitalter froren, und weil sie überdies erkannten, daß auch die Metaphysik des Mittelalters, nämlich das Christentum, die ästhetische Religion par excellence wäre.

Wer das Mittelalter kennen will, muß auch das Christentum kennen. Dann erschließt sich ihm nicht nur ein tieferer Blick in das historische Mittelalter, sondern auch in ähnliche Erscheinungen der Vergangenheit, die gleichfalls mittelalterlich geartet waren. Jeder wirkliche Kenner aber wird daran festhalten, daß er einer ästhetischen Religion gegenübersteht. Zwar sagen, seit Schiller die »Götter Griechenlands« gedichtet hat, die Poeten und Literaten dem Christentum wegen seiner Lebens— und Kunstfeindlichkeit gerne viel Böses nach. Besonders Heine und Nietzsche taten ein übriges, um der antichristlich—ästhetischen Legende die weiteste Verbreitung und einen bestechenden Schein von Begründung zu verschaffen. Aber Schiller selbst schrieb in einem Briefe an Goethe vom 17. August 1795: »Hält man sich an den eigentümlichen Charakter des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantschen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also, in seiner reinen Form, Darstellung schöner Sittlichkeit und einer Menschwerdung des Heiligen und in diesem Sinne die einzig ästhetische Religion.« Bekanntlich legte das ursprüngliche wie das reformierte Christentum darauf das Hauptgewicht und begnügte sich nicht damit, daß seine Vorschriften und Gebote rein äußerlich zur Erfüllung kamen. Auch das ist ein ästhetischer Zug. Der ästhetisch Empfindende läßt zunächst das Gesamtwesen eines Menschen und nicht einzelne Handlungen

gen auf sich wirken. Eine unendlich häßliche und gemeine Natur wird ihn abstoßen und tief erbittern, auch wenn sie allen Vorschriften des Gesetzes und der Gesellschaft peinlich nachkommt. Umgekehrt schätzt er einen von Natur edlen Menschen auch dann noch, wenn dieser durch äußere Verhältnisse und Schicksalsschläge aus dem rechten Gange des Lebens herausgeschleudert und vielleicht in die Bahn des Verbrechens hineingestoßen wurde. Noch häufiger freilich widerfährt dem ästhetischen Menschen eine böse Verwechslung, daß er nämlich Tat und Natur einander gleichsetzt. Wo er einem gemeinen Charakter begegnet, erscheint ihm jede Handlung dieses Charakters als eine Gemeinheit oder gar als ein Verbrechen, selbst wenn sie es durchaus nicht ist; und dagegen wird er der edlen Natur auch solche Taten hoch anrechnen, die vom Standpunkte der Gesellschaft und des Rechts als Verirrung oder Verbrechen erscheinen. Diese Anschauung zeugt offenbar von einem unentwickelten Geistesvermögen, von einer mangelhaften Abstraktionskraft, welche die beiden Faktoren menschlicher Handlungen noch nicht zu sondern versteht. Denn was der Mensch immer auch tut und treibt, es bleibt jede seiner Taten ein Erzeugnis aus seiner eigenen Natur und den Einwirkungen der Außenwelt. Ein edler, aber schwacher und irregeleiteter Charakter kann durch übermächtige Einflüsse zum Verbrecher werden, während der von Natur Gemeine, wenn ihn seine Umgebung nach allen Seiten in Schranken hält, vielleicht immer den Schein eines Gentleman bewahrt. Um diese Überlegung anzustellen, bedarf es eines hohen Grades von Abstraktionskraft. Da aber als das Merkmal des mittelalterlichen Menschen gerade die mangelhafte Fähigkeit zur Abstraktion erscheint, so kann es kein Wunder nehmen, daß er sein Christentum von innen nach außen verlegte, daß er nicht nur der Gesinnung einen höheren Wert beilegte, als der Tat, sondern daß er Tat und Gesinnung geradezu miteinander verwechselte. Wie ihm im Gebiete des Staates Reichtum und politische Macht zusammenfielen, so daß sich in Wahrheit weder das wirtschaftliche noch das politische Leben so recht entwickelten, ebenso fällt ihm nun im Gebiete des Geistigen das Ethische mit dem Ästhetischen, die sittlich gute Tat mit der schönen Natur zusammen. Natürlich kam bei dieser chemischen Verbindung das ethische Element zu kurz. Aber auch das ästhetische Vermögen wurde dadurch schwer geschädigt und konnte sich nur innerhalb ganz bestimmter, festgezogener Schranken einigermaßen ausleben.

So mannigfach zusammengesetzt die Menschennatur auch ist, so daß die individuell genaue Erkenntnis eines Charakters die größte Schwierigkeit bereitet, so verhältnismäßig leicht ist es, die Grundnatur eines Menschen auffindig zu machen. Ob einer im innersten Kern edel oder gemein, ob geistvoll oder trivial, das erkennt man bald, und es fällt nicht schwer, danach die Menschen in weiße, schwarze und gefleckte Schafe einzuteilen. Daher ist das Verschachtelungs— und Einteilungsprinzip immer die Folge einer ästhetischen Beobachtungsweise, die auf tiefere Kenntnis der Persönlichkeit, auf Psychologie und Charakteristik von vornherein verzichtet. Es ist dies die Ästhetik von oben her, welche der mittelalterlichen Welt ebenso entspricht, wie die Ästhetik von innen der modernen Denkart. Dem wissenschaftlichen Seelenforscher von heute genügt keineswegs der Gesamteindruck einer Menschennatur, um über den betreffenden Charakter ein Werturteil abzugeben, sondern er fragt zunächst, aus welchen zahllosen Einzelzügen sich diese Persönlichkeit zusammensetzt. Er fügt Steinchen auf Steinchen, bis er sein Mosaikbild endlich fertig hat. Dabei kann es ihm widerfahren, daß er sich in dieses Werk seines Scharfsinns und seiner psychologischen Kunst leidenschaftlich verliebt, daß er den Menschen hinnimmt, wie er ist, als ein geistreich zusammengesetztes

Naturwesen und darüber das Werturteil: gut oder schlecht, edel oder gemein, vollkommen vergißt — nach dem Grundsatz: tout comprendre c'est tout pardonner. Der Ästhetiker dagegen, welcher nur den Gesamteindruck auf sich wirken läßt, gleicht einem Botaniker, welcher die Pflanze nach ihrem höchsten Resultat, nach der Blüte beurteilt und nicht erst versucht, die Entstehung dieser Blüte von der Wurzel durch Stengel und Blätter bis zur Knospe zu verfolgen. Das heißt also, er nimmt seinen ästhetischen Standpunkt von oben und außen her, statt von unten und innen. Diese letzte Ästhetik, welche rücksichtslose Werturteile selten fällt, und zu umfassender Verzeihung neigt, würde allerdings den Grundsätzen einer Religion der »Liebe« und der gleichberechtigten Sünde vor Gott am meisten entsprechen. Aber es ist klar, daß der mittelalterliche Mensch, dem jede Abstraktion und Psychologie vollkommen abging, in dieser Art sein Christentum nicht ansah. Wie ihm Ethik und Ästhetik ursprünglich identisch erschienen, so wieder begriff er das ästhetische Element seiner Religion nur als eine Ästhetik von oben her und gelangte dadurch zu jener eigentümlichen kirchlichen Hierarchie, welche als das hervorstechendste äußere Merkmal des Mittelalters erscheint.

Der Papst ist die Spitze der katholischen Pyramide, deren Basis auf dem Pfarrer, dem Kaplan und Bettelmönch beruht. Jeder von diesen aber schaut weit mehr nach unten als nach oben. Der Statthalter Christi denkt zumeist nur daran, wie er die ihm untergebenen Organe zu Zwecken der kirchlichen Eroberung in Bewegung setzt, und der Bettelmönch sieht tief unter sich das Laienvolk. Die Tatsache, daß sich der Priester gerade in mittelalterlicher Zeit durch Ehelosigkeit oder wenigstens durch besondere Kleidertracht vom nicht geweihten Volke deutlich sondert, ist auch eine Folge der ästhetischen Betrachtung von oben her. Der einfache und große Gedanke, welcher der katholischen Hierarchie zugrunde liegt, ist doch nur die »Herrschaft der Intellektuellen«, ist der Versuch, der geistigen Elite auch die oberste Stellung in Staat und Gesellschaft zu verschaffen. Solche Wünsche ergaben sich unvermeidlich, sobald man überhaupt die Menschheit nach schwarzen und weißen Schafen einzuteilen begann und dabei das ästhetische Gefühl als Wertmaßstab gelten ließ. Natürlich mußten Klugheit, geistige Feinheit, Grazie und Seelenadel dem ästhetischen Blick ganz anders imponieren, als die rohe Brutalität der Materie, des stofflich Stärkeren. Die geistige Begabung wurde somit nach jener echt mittelalterlichen Art, welche nicht ein gleichberechtigtes Daneben, sondern nur ein Oben und Unten kannte, ganz einfach für die Spitze der Pyramide erklärt. Und wieder echt mittelalterlich war es, daß man dieser Ansicht auch ein äußeres Gepräge zu verleihen suchte, weil ja der mittelalterliche Mensch nur mit Gefühl und Augen denkt, und nur glaubt, was er sieht. Die geistige Elite wurde daher auch äußerlich uniformiert und als ein besonderer Stand gekennzeichnet. Natürlich erhielt dieser Stand, gemäß der Ästhetik von oben, auch Abstufungen und Rangordnung. Der Gedanke war, daß der am höchsten Stehende auch der Vollkommenste und geistig Auserlesenste dieser Intellektuellen wäre. Man vergaß, daß eine organisierte Gesellschaft sofort vom Machtinstinkt befallen wird, daß sie ihr Gebiet zu erweitern und ihre Feinde zu vernichten trachtet, daß sie also zu ihren Führern Männer braucht, welche wohl die robusten zweideutigen Eigenschaften eines Eroberers und Staatsmannes in sich vereinigen, nicht aber die innere leuchtende Seelenschönheit, die der ästhetische Betrachter begehrt, um derentwillen dieses kunstvolle Gebäude der Hierarchie überhaupt erst errichtet wurde. Der Staat, welcher Macht ist, fällt daher für den ungeübten Verstand mit der Kirche, welche ästhetische Auslese der Geister bedeutet, genau so zusammen, wie

das politische Leben mit der Volkswirtschaft — stets der gleiche Mangel an Sonderungsvermögen, die gleiche anschaulich—sinnliche und zugleich hierarchische Auffassung der Gesellschaft. Denn natürlich läßt sich, trotz alles scheinbaren Gleichseins, die Verschiedenheit des politischen und religiösen Strebens im praktischen Leben nicht verleugnen. Da die Erkenntnis mangelt, daß sich hier zwei grundverschiedene, aber gleichberechtigte Mächte der Kultur gegenüberstehen, so entscheidet sich die ästhetische Betrachtung für die höhere Bewertung derjenigen Macht, welche ihr mehr an das Herz rührt und ihr dabei nur in der Form, nicht im Wesen verschieden geartet erscheint — für die Kirche. Neben der Ritterburg erhob sich somit der Dom, und zwar so, daß von dem Hause des Staates der Weg aufwärts zum Hause der Kirche führte — nimmermehr aber umgekehrt. Die katholische Kirche ist eben keine unsichtbare Kirche, weil nur die Abstraktion, ein gewaltiges Losreißen des Geistes zum Unsichtbaren und Unendlichen erhebt — woran im Mittelalter nicht zu denken war.

Allerdings gab es in jenem Zeitalter auch Asketen, die unmenschlich gegen ihr Fleisch wüteten, und die Kirche gelangte in folgerichtiger Ausgestaltung ihres Dogmas schließlich so weit, für die Intellektuellen, welche ihre Uniform trugen, die Ehelosigkeit zu fordern. Diese Vorschriften haben das Christentum in den Geruch der Lebensfeindlichkeit und in den Ruf gebracht, die abstrakteste, rein geistigste aller Religionen zu sein. Aber wozu dann die Vergöttlichung des Weibes? Je tiefer der Mensch ästhetisch empfindet, desto mehr verfeinert sich auch seine Geschlechtsliebe, und desto höher steigern sich die Ansprüche an die Auserlesene seines Herzens. Desto schmerzlicher wird aber die Enttäuschung empfunden, wenn das Ideal an der Wirklichkeit zerschellt. Die Abkehr vom Leben, die aus solchen Enttäuschungen folgt, hat mit absoluter Askese und Abstraktion wenig gemeinsam. Dann müßte auch der Dichter, der die Gestalten seiner Phantasie individuell und idealisierend ausgestaltet, ein Lebensflüchtling sein. Denn nichts anderes, als ein Versuch, durch Dichtung zu ersetzen, was das harte Leben nur trümmerhaft und zerrissen bot, trieb zahllose Männer und Frauen in das Kloster, wo sie zur Jungfrau Maria oder zu einem Heiligen flehten. Die feinsten Wünsche des Herzens, die im Leben Schiffbruch erlitten, verwirklichten sich nun doch und gaben dem verstörten Gemüt den Seelenfrieden wieder. Freilich sollten sich solche Entwicklungen ganz und gar in der Seele des Einzelnen abspielen, der sich scheuen müßte, seine intimsten Erlebnisse der Öffentlichkeit preiszugeben und dadurch zu einer riesenhaften Banalität zu steigern. Ebenso sollte sich, wer eine solche Gnade erfährt, des persönlichen Charakters seines Erlebnisses voll bewußt sein und sich nicht einbilden, exakte, wirkliche Wahrheiten entdeckt zu haben. Immer wieder aber ergibt sich, daß der schwer— und sinnfällig denkende Mensch des Mittelalters solch feiner Unterscheidungen gar nicht fähig war. Das subjektive Erlebnis wird ihm zu einer objektiven Wahrheit, welche Mitteilung nach außen, Organisation und Uniform verlangt. Das Werk der Dichtung, der luftige Traum eines Gehirns, verwandelt sich in eine feststehende Tatsache, und wieder fällt das schlichte Empfinden ein ganz entschiedenes Werturteil. Die verfeinerte platonische und dichterische Liebe erhält den ersten Rang zugewiesen, und jede andere Art von Leidenschaft, welcher ein gröberer Zusatz beigemischt erscheint, wird minder erstrebenswert erachtet, als die Andacht im Kloster. Daß sich bei erregten Gemütern aus einem solchen Seelenzustand schließlich Ekel und Verachtung gegen jeden geschlechtlichen Umgang entwickelt, liegt in der Natur der Sache. Man muß sich hüten, für diese Verirrungen das Christentum verantwortlich zu ma-

chen, welches trotzdem eine ästhetische und eben darum auch nicht lebensfeindliche Religion gewesen und geblieben ist. Nur der mittelalterliche Mangel an Abstraktion und die mittelalterliche Ästhetik von oben her, welche überall mit Leidenschaft zur Hierarchie drängte, bewirkten die seltsame und scheinbar lebensfeindliche Ausgestaltung des christlichen Dogmas.

Die priesterliche Rangordnung der Kirche war aber nur ein Seitenstück zur weltlichen Rangordnung des Staates, zur Gliederung der Lehensherrschaft. Beide Erscheinungen wuchsen aus der gleichen Ursache, daß man nämlich, ohne bewußt zu untersuchen, das letzte Resultat einer langen Entwicklung als etwas Fertiges und durchaus Gültiges, als die Grundlage des Gebäudes hinnahm; — der Staat: den größten Grundbesitz, ohne sich um die kleinen Bauern, — die Kirche: die menschliche Gesamtnatur, ohne sich um die persönlichen Einzelzüge zu bekümmern. Dadurch erreichte sie, wie der Staat, jenes anschaulich—sinnliche Gepräge, welches der Poesie so wohl zustatten kommt. Eine unsichtbare Kirche, wo die Religion zu persönlicher Gemütswärme und verstandesmäßiger Kritik verdampft, hat natürlich den Sinnen wenig zu bieten. Solange dagegen noch Anschaulichkeit waltet, solange wird auch das Bedürfnis vorhanden sein, Inhalt und Form in möglichst vollkommenen Einklang zu bringen und die Vortrefflichkeit des Charakters und Geistes auch in der äußeren Erscheinung widerzuspiegeln. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß aus diesem Bestreben die besondere Kleidertracht des mittelalterlichen Geistlichen und seine Ehelosigkeit herrührte. Und dieses festgezogene Bild der irdischen Kirche übertrug sich auf den Himmel, wo sich eine luftige Rangordnung von Engeln und Heiligen erbaute, so daß eine üppig blühende Legendendichtung sproß und duftete, die sich von altgriechischer und indischer Mythologie kaum unterschied. Das christliche Fegefeuer des Dante Alighieri war tatsächlich nichts weiter, als ein verfeinerter Olymp, da die Mitgötter des Vaters Zeus unter mindestens ebenso strenger Aufsicht standen, wie die Engel und Heiligen des Himmels. Damit aber war der Ring geschlossen. Diese christliche Mythologie, eine rangmäßig abgestufte Ideenwelt, war nur ein Abbild der hierarchischen Kirche, die auch wieder nur den feudalen Staat widerspiegelte. Eben deshalb geriet sie mit diesem Staat, dem sie sich, trotz ihrem höheren Rang, gleichgeartet glaubte, in einen erbitterten Kampf, der niemals zu einem dauernden Frieden führte.

Natürlich blieb das künstlerisch—priesterliche Empfinden nicht auf Staat, Kirche und Volkswirtschaft beschränkt, sondern ergriff auch das tägliche Leben. Auch die Gesellschaft stufte sich ab und veranschaulichte ihre Unterschiede und Klüfte durch äußere Zeichen jeder Art, hauptsächlich durch die Tracht. Man war nicht fähig, den Menschen aus seinem Beruf und seinen äußeren Verhältnissen herauszulösen, sondern setzte beides einander gleich. Dadurch konnten die furchtbarsten Unterdrückungen gerechtfertigt werden. Wer auf der untersten Stufenleiter der gesellschaftlichen Rangordnung stand, wurde sofort auch als der ästhetisch und sittlich schlechtere Mann behandelt und mußte sich in ein Gewand hüllen, welches der Hohn und die ästhetische Verachtung der Gesellschaft für ihn erdachte. Der Paria in Indien, der Jude in Europa gehört zum Mittelalter, wie der Ritter und der Priester dazu gehören. Er ist die notwendige Folge einer hierarchischen Rangordnung, die natürlich auch eine unterste Stufe braucht, welche getreten und angespien wird und überdies die ganze Last der ungeheuren Pyramide zu tragen hat. Abgesehen von dieser düsteren Kehrseite muß aber zugestanden werden, daß eine solche greifbare Versinnlichung der gesellschaftlichen Mannigfaltigkeit dem ästhetischen Gemüt ungemein wohl tut und das äußere Bild der Stadt oder der Stra-

ße, so einen »Spaziergang vor dem Tor«, farbenprächtigt belebt. Die großen Ritterturniere, die Freude am Kampfsport und am Lanzenbrechen entsprangen dem gleichen Trieb. Es galt, die überlegene Tüchtigkeit anschaulich und farbenprächtigt vor aller Welt zur Darstellung zu bringen und zugleich dem ewigen Bedürfnis nach Abstufung Genüge zu leisten. Das alles erfüllte das Turnier mit seinen festen Kampfesregeln. Nur der Ritterbürtige wurde zugelassen, nur vollkommen gleichberechtigte Standesgenossen durften in die Schranken sprengen, um durch wohlabgemessenen Kampf zu erproben, wer von ihnen der Stärkere wäre, so daß sich die Gleichberechtigung sofort wieder in eine Abstufung verwandelte. Denn zu allen Zeiten hat der Sport die Neigung zu einem Vorherrschen etlicher Begünstigter gefördert. Sobald einmal eine seiner Formen ein allgemeines Verkehrsmittel wurde, verlor sie wieder ihren besonderen Sportcharakter, und neue Formen wurden gefunden, welche vor Verallgemeinerung eine Zeitlang sicher waren. Zugleich gibt der Sport Gelegenheit zu prächtigen Schaustellungen und zur Ausbildung der Körperschönheit, kommt also dem ästhetisch—hierarchischen Bedürfnis des mittelalterlichen Menschen in jeder Weise entgegen. Darum wurde das Ritterturnier recht das Sinnbild des Mittelalters und wirkte sogar auf das große öffentliche Leben zurück. Waren die mittelalterlichen Kriege zu einem großen Teile die Folge einfacher Besitzverhältnisse und hochgespannter persönlicher Empfindung, die bald einem leidenschaftlichen Ehrgefühl und bald der Eitelkeit entsprang, so mußte diese Neigung des Gemütes durch die Einflüsse der Turnierschranken ins Unermeßliche gesteigert werden. Ehrgefühl, Ehrgeiz, Stolz und Eitelkeit wurden zu Großmächten des Lebens und ließen in Krieg und Politik den Verstand immer mehr in den Hintergrund, die Phantasie ganz und gar in den Vordergrund treten, so daß sich welterschütternde Kämpfe entwickelten, vor welchen ein nüchterner, moderner Politiker die Hände über dem Kopf zusammenschlägt. Wieviel Blut und Tränen kostete den Deutschen und Italienern des Mittelalters die phantastische römische Kaiserkrone, die in Wahrheit längst im Abgrund der Zeiten versunken war. Und dann die Kreuzzüge, dieser ungeheure Kampf zweier Weltteile, die sich herumstritten nicht um Lebensfragen materieller oder politischer Art, sondern aus einem grimmen Haß gegen die fremde Form und Lebensweise, und aus einem unbändigen Stolz, der sein besonderes Gepräge mit Eisen und Feuer der gesamten Menschheit aufzuzwingen gedachte. Nur darum bluteten Asien und Europa jahrhundertlang, und als die Kreuzzüge endlich ergebnislos im Sande verliefen, ging es mit dem eigentlichen Mittelalter zu Ende, begann eine neue Zeit langsam heraufzuziehen.

Die tausendjährige Zeitepoche, welche mit der Völkerwanderung beginnt und mit Amerikas Entdeckung endet, war wohl die großartigste, aber keineswegs die einzige ihrer Art in der Weltgeschichte. Schon das vielgerühmte und dem Mittelalter sonst gegensätzliche griechische Altertum spiegelte in seiner Heldensage einen früheren Zustand der Nation wieder, der alle Merkmale des Mittelalters deutlich an sich trägt. Man hat die Wahrheit des Trojanischen Krieges angezweifelt, aber frühere soziale Zustände des Volkes sind in dieser Sage getreulich aufbewahrt. Sicherlich gab es im ältesten Griechenland Fürsten, denen durch mächtige Vasallen, die sich in ihrem Ehrgefühl gekränkt glaubten, das Leben verbittert wurde, wie dem Agamemnon durch den Peliden Achilles. Auch der Streit zwischen der weltlichen und der geistlichen Gewalt, zwischen Agamemnon und dem Seher Kalchas, fehlte nicht. So verwischt und in das Natürlich—Menschliche übertragen die wahren Beweggründe dieses Kampfes in der »Ilias« auch sind, so viel tritt doch klar

hervor, daß Kalchas, der Priester, auf der Seite des aufrührerischen Vasallen Achilles steht, wie nachmals Gregor der Siebente auf Seite des Gegenkönigs Rudolph von Schwaben. Die phantastische Veranlassung, woraus der Trojani-sche Krieg und der Argonautenzug entstanden sein sollen, erinnert einigermaßen an die Kreuzzüge und wird dies noch mehr bei der sehr wahrscheinlichen Vermutung, daß ursprünglich religiöse Motive von einer späteren Dichtung verstandesmäßig erklärt und vermenschlicht wurden. Gelegentlich ist von einem Palladium die Rede, von einem Bild der Pallas Athene, welches gegen den Willen dieser Göttin in der Burg von Troja aufbewahrt und von Odysseus und Diomed wieder entführt wird. Seitdem, so heißt es, war der Fall Trojas besiegelt. Wenn nun die Achäer gar nicht wegen der Helena, sondern wegen dieses geraubten Bildes ausgezogen wären? Die heftige Parteiung der Götter im Olymp läßt darauf schließen, daß sich zwei Konfessionen in einem gewaltigen Religionskriege gegenüberstanden, wie manches Jahrtausend später Christen und Mohammedaner auf dem Boden des Heiligen Landes. Noch viel deutlicher leuchtet dieses ursprünglich religiöse Element aus der Argonautensage heraus, da die von Jason entführte Medea noch manchen gewaltigen Zug der ehemaligen Göttin aufweist. Zugleich erinnert das Goldene Vlies, welches der Drache bewacht, lebhaft an den Hort der Nibelungen, so daß vermutlich auch die altgriechischen Heerkönige, wie ihre germanischen Kollegen in der Völkerwanderung, in der Aufhäufung von Goldgerät den Grund ihrer Macht erblickten. Jedenfalls ersehen wir aus diesen Beispielen und Sagenresten, daß das früheste griechische Altertum phantastische Kreuzzugs— und Religionskriege kannte, daß Staat und Kirche um die Vorherrschaft rangen, daß die Könige oft mit übermächtigen Vasallen — Odysseus mit den Freiern — auf Tod und Leben zu kämpfen hatten, daß statt der geprägten Münze der Goldhort der Könige die Herzen und die Habgier der Menschen entflammte. Das Wagenwettrennen, die Lanzenspiele und Faustkämpfe, die in der »Ilias« und »Odyssee« einen so großen Raum einnehmen, erinnern ganz an die ritterlichen Turnierspiele. Kurzum, Mittelalter, griechisches Mittelalter!

Ein gutes Stück dieses einstigen Mittelalters lag auch dem späteren Hellenen noch im Blute. Für seine Poesie und Kunst schöpfte er aus den Quellen der Theologie und Legende, deren Motive ein wenig vermenschlicht wurden. Ohne die gewaltigen Religions— und Vasallenkämpfe der Vorzeit wären die homerischen Gedichte nicht entstanden, — auch nicht die Bildsäulen des Phidias, die Dramen des Äschylus und Sophokles. Die alten Ritterturniere erhielten sich in den halb religiösen olympischen und isthmischen Spielen und ein Rest der Priesterherrschaft in dem Orakel von Delphi. Das alte Sparta wehrte hartnäckig das Eindringen des gemünzten Goldes ab und suchte die Ackererde als Grundlage seiner Volkswirtschaft festzuhalten. Schließlich drang der neue Geist überall durch. Die geprägte Münze überflutete Sparta, und in Athen schickten sich Euripides und die Sophisten an, mit den letzten Resten der mittelalterlichen Vergangenheit aufzuräumen. Sofort aber erhob sich eine gewaltige und glänzende Gegenströmung, die in Plato gipfelt. Die Philosophie dieses Mannes enthält einen ästhetisch—hierarchischen Grundzug, der sie nachmals befähigte, von den Kirchenvätern des beginnenden christlichen Mittelalters umfassend benützt zu werden. Die mazedonische Invasion durch Philipp und Alexander wurde von manchen hervorragenden Geistern dieses Zeitraums fast freudig begrüßt, weil das halb mittelalterliche, aristokratische Gefüge dieser Monarchie sie lebhaft ansprach. In der Person Alexanders schienen dann das ritterlich—romantische Wesen der achäischen Heerkönige wie-

der aufzuleben. Der poetische Schimmer, der von diesem Helden ausstrahlt, stammt geradeswegs aus dem griechischen Mittelalter.

Mit Plan und Zweck wurde hier die Epoche griechischer Geschichte, welche an das christliche Mittelalter erinnert, so ausführlich behandelt, weil ja das hellenische Altertum im historischen Bewußtsein des Durchschnittsmenschen von jener anderen Zeitepoche wie durch eine chinesische Mauer getrennt erscheint. Eher wird der mittelalterliche Charakter fremderer Kulturen wie der des alten Ägyptens oder Indiens zugestanden, und es wäre nicht schwer, in mancher Erscheinung späterer Zeiten, etwa des siebzehnten Jahrhunderts, das Wiedererwachen mittelalterlicher Triebfedern nachzuweisen. Jedenfalls bietet unsere Gegenwart Zeichen, die ernstliche Beachtung verdienen. Es ist gar kein Zweifel, daß sich gegen das verstandesmäßige Wesen in Staat und Gesellschaft eine Gegenwirkung erhebt, die nicht, wie zu Anfang des Jahrhunderts, eine äußerliche Nachäffung des katholischen Mittelalters anstrebt, aber aus dem reichlichen Baumaterial der eigenen Zeit eine Kultur zu errichten strebt, die alle Merkmale mittelalterlicher Lebensführung in sich trägt. Der Haß gegen die Typen der Geldwirtschaft ist im Wachsen begriffen, ebenso wie gegen das bürokratische Stubenleben in den großen Städten. Der Sport ergreift viel größere Massen als je zuvor und trägt insofern einen demokratischen Charakter. Aber die oligarchisch—hierarchische Tendenz ist schon heimlich an der Arbeit, wie die Statuten der unzähligen Vereine beweisen. Das lebhaft gefühlte Bedürfnis, eine Ausnahme zu sein, das Bedürfnis, sich von der Masse schroff zu sondern, bricht gerade in den ästhetischen Gemütern elementar durch, und es zeigt sich, daß uns die demokratische Ästhetik von innen heraus, der alle Dinge gleich lieb und wert sind, allgemach abhanden kommt. Der Schutzgott dieser neuen Ästhetiker ist Friedrich Nietzsche, ein Mann von psychologischem Tiefblick und von harter wissenschaftlicher Schulung. Erstaunlich ist es nun, daß dieser Geist durch seine Psychologie zu keiner Objektivität erzogen werden konnte. Vor aller Untersuchung ließ er seine Neigungen und Abneigungen walten, indem er für die große Ausnahmenatur gegen den Durchschnittsmenschen Partei ergriff; seine Psychologie dient ihm dann nur noch als eine furchtbare Waffe. Sein Beispiel hat Schule gemacht. Heute hält sich wohl jede künstlerisch empfindende Persönlichkeit für eine Ausnahmenatur, die mit trotzigem Mute eine bevorzugte Stellung in Anspruch nimmt.

Noch widersteht scheinbar die abstrakte Geldwirtschaft. Aber der Demokrat, der auf diesen Widerstand große Hoffnungen setzt, dürfte sich bitter enttäuscht sehen. Durch Geld emporgekommene Familien verfallen früher oder später dem Bedürfnis, sich zu verfeinern und gleichsam gesellschaftlich zu rechtfertigen. Mit Eifer widmen sich deshalb die Nachkommen der Emporkömmlinge der politischen und namentlich auch der militärischen Laufbahn. So ist Amerika im Begriff, sich zu einer militärischen und maritimen Großmacht ersten Ranges zu entwickeln. Diese bisher durch und durch demokratische Nation dürfte dann dem Schicksal nicht entgehen, daß ihre auswärtige Politik mehr und mehr in die Hände der Staatsmänner und Regierenden übergeht, während sich die Repräsentantenversammlung zu stummer Zustimmung verurteilt sieht. Unausbleiblich dringt dann in diese Kreise eine hierarchische Weltanschauung, die dadurch noch verstärkt wird, daß das Vermögen nach und nach die Gestalt einer Rente annimmt, daß es den Schwankungen des Verkehrs immer mehr entzogen wird und eine Unveränderlichkeit gewinnt, die einigermaßen an den mittelalterlichen Großgrundbesitz erinnert. Auch im alten Europa arbeiten Aktie und Assoziation eifrig daran, dauernde Grundlagen für die großen Vermögen zu schaffen. Gelingt dieses Streben, dann ist

mit einem Schlage der industrielle Feudaladel da, von dem Thomas Carlyle ¹ und Disraeli ² einst träumten und schwärmten. Dieser Adel würde zu herrschen, zu beglücken und auch — zu unterdrücken verstehen. Denn daß diesem neuen Mittelalter der Paria nicht fehlen wird, dafür spricht so manches. Dabei könnte aber auch der abstrakte Staatsgedanke von seiner Reinheit vieles einbüßen, so daß wirklich, was die Sozialisten jetzt fälschlich behaupten, der Reichtum mit der politischen Macht zusammenfiel. Fürst Bismarck, ein großartiger Übergangstypus vom agrarischen zum industriellen Feudalen, ward nicht müde, Beamte und Bürokraten, den abstrakten Staat zu verhöhnern. Bismarck erhielt in sich noch einen Rest der altpreußischen Königstreue. Aber die industriellen Feudalen der Zukunft, die schon jetzt, in ihrem unfertigen Zustand, für die »konstitutionelle« Monarchie schwärmen, dürften zu dem Könige eine ähnliche Stellung einnehmen, wie die Vasallen des Mittelalters zu ihrem nominellen Oberherrn. Dieses Neu—Mittelalter wäre gesichert, wenn es gelingen sollte, eine moderne Metaphysik zu begründen und die wissenschaftliche Forschung darauf festzulegen. Hier ist allerdings der schwerste Widerstand zu überwinden, woran möglicherweise alle diese Bestrebungen Schiffbruch erleiden. Jedenfalls regen sich überall die Neu—Symbolisten, die Individualisten, die pathologischen Romantiker, die Schwärmer, die sich auf das dunkle Meer des Unbewußten wagen und einen »Bankrott der Wissenschaften« bestätigen. Auch Nietzsche gehört zum Teil zu diesem Kreis. Er verwarf die sachliche Wissenschaft, weil sie lebensfeindlich sei, und baute seinen Zarathustra—Mythos auf dem Darwinismus auf. Bedenken wir noch, daß in den emporstrebenden Amerikanern, wie in den Angelsachsen überhaupt, ein mächtiges Bedürfnis nach religiöser Sekten— und Ordensbildung lebt, daß die Russen, diese Nebenbuhler der Angelsachsen um die Weltherrschaft, ein durch und durch mystisches und innerliches Volk sind, daß ferner bei den Deutschen, die in der Zukunft wohl auch noch etwas mizureden haben, der Trieb zum Übersinnlichen immer wieder zum Durchbruch kommt, so wird man sich wohl oder übel eingestehen müssen, daß der sogenannte »Bankrott«, die »Umkehr« der Wissenschaft nicht ganz in das Reich der Unmöglichkeiten gehört. Wenn die Menschen nicht mehr wissenschaftlich denken wollen, sondern einer großartigen Mythologie den Vorzug geben, dann hat eben die Glocke geschlagen, welche die erste Stunde eines neuen Mittelalters verkündet.

1 Thomas Carlyle - schottischer Schriftsteller, Historiker und Philosoph, † 1881

2 Benjamin Disraeli - Romanschriftsteller und britischer Premierminister, † 1881

DER ANTISEMITISMUS

I.

Seit Zola sein Manifest im Figaro erließ, will der Streit über den Antisemitismus nicht mehr verstummen. Auch die hartnäckigen antisemitischen Siege in Wien haben die Aufmerksamkeit der zeitgenössischen Ärzte und Quacksalber mehr als wünschenswert dieser in ihren fundamentalen Ursachen noch immer unergründeten Bewegung zugewandt. Nur seh' ich nicht, daß all die heißen Streitreden, die sich darüber entfachten, den Grundfehler solcher Debatten bisher vermieden hätten. Der aber liegt darin, daß immer nur solche Gründe und Beweise berücksichtigt werden, die sich *im klaren Bewußtsein* der Führer und Anhänger bereits zu einem System herausgearbeitet haben. Das mag genügen, wo es sich um große, organisierte Parteien handelt, die nach jahrzehntelangen Wehen und Krisen sich zu sicheren Programmen und festen Grundsätzen mühsam durchgerungen haben. So weit aber ist es mit der antisemitischen Bewegung nicht. Sie vielmehr ist so recht ein Tummelplatz für allerhand Querköpfe und verschrobene Metaphysiker. In dieser Partei sind die Führer oft in der entschiedensten Mehrzahl. Und jeder von ihnen hat seine besondere Lehre. Die einen hassen die Juden vor allem darum, weil sie Christus *gekreuzigt*, die anderen, weil sie Christus *hergebracht* haben.

Sehr viel Unklares, manche Meinungsverschiedenheit muß da mit unterlaufen, und wie bei allen persönlich gestimmten Parteibewegungen überwiegen Unwägbarkeiten der Instinkte den klaren Verstand. Darum wäre es wohlfeil, wenn man die oft höchst drollig ungeschickten Begründungen, die einer ringenden Empfindung unklaren Ausdruck leihen, durch gewandte gefühlvolle Dialektik einfach wegschaffen wollte. Das mag zu einer Widerlegung des einzelnen Antisemiten oder auch der vereinzelt antisemitischen Broschüre taugen; aber eine wirkliche Erklärung dieser Bewegung, an der es dem Gesellschaftsforscher vor allem liegt, ist es nicht. Das hat auch Zola gar nicht gewollt. Er verfolgte offenbar nur einen praktisch—politischen Zweck. Mit sittlicher Leidenschaft und feinem Spott warf er sich diesem Feinde entgegen, der in Frankreich und Paris mit solchen Waffen vielleicht noch zu besiegen ist. Wir in Deutschland müssen viel mehr aufwenden. Und das erste, was uns in diesem Falle nottut, sind möglichst viele Beiträge zur Naturgeschichte dieser Strömung.

Zwei Erklärungsversuche für den ursächlichen Zusammenhang der anti-jüdischen Bewegung erfreuen sich einer besonderen Volkstümlichkeit im deutschen Sprachgebiet — der eine von verblüffender Einfachheit, der zweite schon sehr verwickelt. Als die Ursache des Antisemitismus wird die teuflische Politik des Fürsten Bismarck oder in Wien des Grafen Taaffe angegeben. Diese beiden wollten damit nämlich dem verhaßten Liberalismus etwas am Zeuge flicken. Und wer es nicht glauben will und gar meinen sollte, daß tiefgehende Volksbewegungen wie diese nicht durch einen einzelnen Mann, auch den größten nicht, veranlaßt werden könnten, der mag noch in aller Eile die Berliner Fortschrittsblätter oder die »Neue Freie Presse« lesen! Läßt er sich aber selbst dann noch nicht bekehren, dann ist er vom antisemitischen Gift schon gründlich »verseucht« — von fortschrittlichen Redakteuren kann ihm nicht mehr geholfen werden!

Ernster zu nehmen ist die zweite volkstümliche Erklärung, die im Antisemitismus den »Sozialismus der dummen Kerle« erblickt. Diese Erklärer lehnen sich an die marxistische Geschichtsauffassung an, welche gegenwärtig manchen Tief— und mehr noch Flachköpfen als ein unantastbares Evangelium gilt. Dem neugierigen Psychologen kann aber eine Deutung geschichtlicher Gesetze, die im letzten Grunde zwiespältig bleibt, unmöglich gefallen. Denn es ist ein Zwiespalt, wenn auch ein verkappter, einfach zu bestimmen, daß der Stoff die Grundbedingung sei und nicht der Geist und Gedanke. Das geschichtliche Geschehen nur auf materielle, ökonomische Grundlagen zurückzuführen, ist ebenso falsch, wie es in den planvollen Hirnen der großen und kleinen Männer, des Genius oder des Spießbürgers entstehen zu lassen. Diese ganz persönlichen Erscheinungsformen hängen vom Standpunkt des Betrachters ab, da auch der helläugigste und geübteste Beobachter die ganze einheitliche, objektive Tatsache mit einem Blick nicht umfassen kann. Wir müssen sie wohl aus der einzigen Einheit beurteilen, die wir kennen, aus dem menschlichen Individuum. Die Betrachtung der psychologischen und Gemütsmotive ist überdies bei einer so zerfahrenen, rückschrittlich—romantischen Bewegung, wie der Antisemitismus, allein am Platze.

II.

Die Reichsgründung vor fünfundzwanzig Jahren ¹ kam für die damalige Generation so unerwartet, daß sie den daraus sich ergebenden Umformungen des politischen und wirtschaftlichen Lebens vollkommen wehrlos gegenüberstand. Die erste und natürlichste Folge der geänderten Verhältnisse war ein gewaltiger Aufschwung von Industrie und Handel, wie er bis dahin nur im jungen Kontinent Amerika bekannt war. Damals erst wurde Berlin eine Industrie— und Kaufmannsstadt; bis dahin hatte auch der Zahl nach das Offizier— und Beamtenelement einen wesentlichen Prozentsatz der Bevölkerung gebildet. Man kann sagen, daß in jenen Tagen eine ganz neue Stadt gegründet wurde, die sich, wie manche Städte jenseits des Ozeans, in fabelhaft kurzer Zeit zu einem Weltzentrum entwickelte. Böse Tage kamen für alle Behäbigen, für die Ehrenfesten und Soliden, die schwerfällig ihre einförmige Lebensbahn durchmaßen. Nur der bedenkenloseste, behendeste und stärkste Schwimmer behauptete sich. Die einzigen Eigenschaften, welche emporhoben, waren Wagemut, eine schweifende Beweglichkeit und stürmischer Nützlichkeitsinn. In diesem ersten Jahrzehnt von Neu—Berlin war der Emporkömmling recht an der Tagesordnung. Nicht nur im Geschäftsleben hatte er seine goldene Zeit — auch im Salon und in der Presse. Das bitterböse Wort, daß Journalisten Menschen wären, die ihren Beruf verfehlt hätten, ist damals wirklich zutreffend gewesen. Denn vor allem brauchte diese neue Journalistik findige und fingerfertige formale Begabungen, die mit ziemlich groben Mitteln zu unterhalten, zu verblüffen, zu bewitzeln und ins Bockshorn zu jagen verstanden. Es galt eben, eine blind und wüst zusammengewürfelte Masse mit schleunigem Lese-stoff zu füttern. Diesem Publikum durfte man mit einer ausgereiften Kenntnis und Weltanschauung nicht kommen. Die rein technischen Talente und schweifenden Routiniers hatten darum vollkommen die Oberhand. Menschlich aber war es, daß diese Herren sich fühlten. Sie hatten nicht den Zwang mühsamer Studien durchgemacht, sondern sich oft gewaltsam vom Kettengang des bür-

¹ Der Essay ist 1895 erschienen. (Anmerkung des Erstherausgebers)

gerlichen Lebens losgerissen — ohne dabei zum Scheitern zu kommen. Im Gegenteil, sie ernteten Geld und Ehren im neuen Beruf und lernten Kunststücke, die ihnen der brave Durchschnittsmensch nicht nachmachen konnte. Warum sollten sie da nicht stolz sein, mitleidig auf die schwerfälligen Tölpel herabblicken und jeder ehrfürchtigen Gefühlstreue den Laufpaß geben? Vor mir liegt eine kleine Schrift, die vor siebzehn Jahren in Leipzig erschienen ist: »Das Judentum und die Tagespresse« — man fühlt doch, daß seither vieles gründlich anders und besser geworden ist. Mit Ingrimm wirft der anonyme Verfasser sich der ungebildeten, witzelnden Schar entgegen, die pietätlos alles in den Staub zertrümmert, sogar die Dramen eines Rudolph von Gottschall oder Gustav zu Puttlitz. Darin wird sich auch heute noch nichts geändert haben. Aber der gegenwärtige Berliner Kritiker hat für diese »verrissenen« Herren doch einen besseren Ersatz. Der Berliner von damals — und hier wird unser Anonymus satirisch — nannte Paul Lindau und Oskar Blumenthal seine besten Dramatiker, für die er machtvoll eintrat, nicht etwa, weil sie Juden oder mit Juden liiert waren — so meint es der Broschürenschaiber — sondern weil zwischen den Zeitungs— und Theaterjournalisten ein Verhältnis natürlicher Sympathie bestand. Alles ernste, ehrliche Kunststreben ging gründlich flöten, und die Phrase, die Sucht nach dem Erfolg beherrschten dieses Gebiet, wie eben jedes andere. Da war es kein Wunder, wenn tiefere Naturen ein grimmer Ekel erfaßte. Dem ehrlichen Manne kochte das Blut in den Adern und auch mancher von den jüngeren, der stille, ungeklärte Ideale mit sich herumtrug, ballte die Faust. Diesen glimmenden Unwillen fachte der Zusammenbruch des Gründerjahres zur hellen Flamme empor. Die Gegner faßten wieder Mut, denn es war die erste große Niederlage ihrer gehaßtesten Feindin, der vielgerühmten und vielverwünschten — Realpolitik.

Ja, die Realpolitik! Sie ist gleichsam die Erbsünde, welche dem neuen Deutschen Reich als Gabe in die Wiege gelegt wurde. Sie hat sich in alle Parteien geschlichen, sie hat sie gespalten und zertrümmert und die innerpolitischen Kämpfe zugleich verwirrt und vergiftet. Mit dem Wort Realpolitik verbindet sich heute der Sinn eines ideenleeren, grundsatzlosen Machtstrebens, das sich nicht der großen Verantwortung auf Jahrhunderte hinaus bewußt bleibt und über den engen Zaun augenblicklichster, endlichster Bedürfnisse niemals hinausschaut. Wer die besten und unverschämtesten Fäuste hat, gilt als hervorragender Realpolitiker, der die Ideologen stolz verachten darf. Diese Verachtung aber beantwortet der Ideologe mit fanatischem Haß, und gerade in unseren Tagen mußte es sich fügen, daß dieses ganz berechnete Gefühl aus bestimmten Gründen zum Judenhasse entartete. Insofern also mag Fürst Bismarck, der Vater der Realpolitik, auch als der Vater des Antisemitismus beansprucht werden. Aber er wurde ein Vater sehr wider Willen und hätte an den häßlichen Zügen seines realpolitischen Kindes wenig Freude. Denn er selbst verstand ursprünglich etwas ganz anderes unter Realpolitik. Nicht etwa die brutale Gewalt, sondern im Gegenteil: dem wilden Ansturm revolutionärer Kräfte hielt er die patriarchalische Ehrfurcht für das Geschichtlichgewordene entgegen, die freudig—demütige Unterordnung unter die Wirklichkeit der Tatsachen. Eine solche Tatsache aber, an der er nicht rütteln lassen wollte, war ihm sein geliebter Preußenstaat. Schon in der Konfliktszeit machte er immer wieder der Fortschrittspartei den Vorwurf, daß sie über Deutschland Preußen völlig vergessen hätte. »Sie wollen von Preußen nichts wissen, weil es Ihrem Parteistandpunkte, Ihrem Parteiinteresse nicht konveniert, weil es Ihnen konveniert, Preußen entweder nicht oder als Domäne des Nationalvereins bestehen zu lassen. — Was müßten wir, was müßte ein preußisches Mi-

nisterium tun, um Ihr Vertrauen zu gewinnen? Es müßte sich von Preußens Verfassung lossagen, es müßte sich von Preußens Traditionen, von Preußens Geschichte, vom preußischen Volksgefühl vollständig lossagen.« Der preußische Volksgeist aber, wie Bismarck in der berühmten Rede vom 22. Januar 1864 wuchtig ausführte, ist durch und durch monarchisch, und Preußens Traditionen verlangen ein energisches Festhalten der mühsam errungenen Großmachtstellung. Auf eine Erwiderung des Führers der Altliberalen, des Grafen Schwerin, daß es doch nicht anginge, Preußen und Deutschland völlig zu scheiden, erwiderte Herr von Bismarck sehr bezeichnend: »Das ist ja schon geographisch unmöglich, ein Blick auf die Karte lehrt das schon. Es fragt sich in Deutschland nur, wer soll führen? — oder wie der Herr Vorredner sich ausgedrückt hat, wer soll im anderen aufgehen?« Diese letzte Frage wurde von den Einheitsschwärmern kurzerhand dahin beantwortet, daß Preußen in Deutschland aufzugehen habe. Bismarck aber wollte es umgekehrt. Er hatte jedenfalls den Vorteil, sein Ziel klar zu erkennen, während seine politischen Gegner unklaren Wünschen und unfertigen Traumvisionen nachjagten. Ein Deutschland im politischen Sinne gab es noch nicht, und darum konnte sich jeder ein Ideal davon nach persönlicher Laune ausgestalten. Aber dieses Ideal selbst stand unerschütterlich fest, und gerade weil es nur so höchst unklar empfunden wurde, war die Leidenschaft, mit der man ihm diente, um so heißer und stärker. Diese Leidenschaft schöpfte ihre Gesetze aus sich selbst, anerkannte keine Rechtsordnung, die sich ihr entgegenstellte, keine Pietät. Insofern waren diese Deutschschwärmer völlige Realpolitiker, denen zur Erreichung ihrer Ziele jedes Mittel recht gewesen wäre — auch Barrikaden, Blut und Eisen. Ihnen gegenüber vertrat Bismarck das Bestehende, den alten Preußenstaat mit seinem noch halb patriarchalischen Königstum. Seine Realpolitik war nur die folgerechte und pietätvolle Vertretung des konservativen Prinzips. Sie war, genau wie die revolutionäre seiner Gegner, weit mehr Ideen- als krasse Tatsachenpolitik. Aber es war das Unglück oder tragische Verhängnis seiner Laufbahn, daß er in keinem Augenblicke seines Lebens eine Partei zur Verfügung hatte, die ihn aus Grundsatz und Überzeugung unterstützte. Selbst die Konservativen, diese beste Stütze von Bismarcks altpreussischer Politik — waren keine reinen Preußen mehr. Die Jahre der Revolution hatten auch an ihnen ihre umwandelnde Kraft bewährt. Weltbürgerlich und allgemeingültig, wie das Programm des Liberalismus, war auch das konservative Prinzip geworden. Nur noch hie Freiheit, hie Autorität lautete der Schlachtruf und nicht etwa hie Preußen, hie Russland oder — Österreich. Wenn man dem Gegner gelegentlich Mangel an Vaterlandsliebe zum Vorwurf machte, ward man doch oft selbst der Sünde bloß. Wer nur Preuße und nichts als Preuße war, mußte den Annektionen von Hannover und Kurhessen unbedingt zustimmen, da sie für den unfertigen Staat geradezu ein Lebensinteresse bildeten. Aber einer folgerechten, konservativen Weltanschauung mußte die Entthronung angestammter Herrscher wie eine frevelhafte Gewalttat erscheinen, und die folgerichtigen Altkonservativen waren auch heftig empört über die Wendung von 1866. Trotzdem setzte Bismarck seine rein preussische Politik wirklich durch und zwang durch die Gewalt seines Genies den rechten Flügel der Liberalen und den linken der Konservativen in seinen Bann. Dadurch aber brach er diesen Parteien ihren innersten Grundsatz, gleichsam ihr Herz aus. Was er ihnen zum Ersatz bot, das National- und Staatsgefühl, war doch etwas zu Äußerliches und neu Empfangenes, um den Parteien wirklich schon in Fleisch und Blut zu dringen. Zunächst verfielen diese Herren dem

allgemeinen Fehler aller Neophyten ¹ — der Übertreibung. Sie pochten auf ihr Nationalgefühl, schrien es von allen Dächern und forderten jedem Dichter und Denker in deutschen Landen seinen patriotischen Paß ab. Ein Zeitalter gehässigster politischer Verfolgung und unerhörter Unduldsamkeit brach über Deutschland herein. Zu diesem ersten Gewinn der Realpolitik kam ein nicht minder erbaulicher zweiter. In den ruhigeren Stunden, die das nationale Fieber zuweilen doch übrigließ, traten die Meinungsverschiedenheiten der liberalen und konservativen Weltanschauung scharf hervor, und die Regierungsmajoritäten der achtziger Jahre, jene Kartellmajoritäten berüchtigten Angedenkens, drohten spurlos zu zerstioben. Darum mußte ein neuer Köder gesucht werden, ein gemeinsamer Brotkorb für das widerspenstige Paar — und das Resultat dieses Suchens war die Bismarcksche Schutzzollpolitik, die auch mehr als zwölf Jahre ihre volle Wirkung tat. Dieser Schutzzoll war so recht bezeichnend für das Wesen der Kartellparteien. Die beiden grundverschiedenen Gesichter des Zwittergeschöpfes offenbarten sich hier — der starr nationale, aufgedonnerte Idealismus, der die »nationale Arbeit« schützen und züchten, förmlich aus dem Boden stampfen wollte, und die naive Unverschämtheit der Interessenkreise, die in krasser Selbstsucht den ganzen Staat für sich in Anspruch nahmen. Besonders anmutig war keines der beiden Gesichter, und ihr Anblick wirkte furchtbar erbitternd auf die Masse des Volkes. Die brutalen Ausnahmegesetze der Nationalen und die einseitige Begünstigung der Großgrundbesitzer und der großen Industriellen schärften den revolutionären Groll und den Haß des Arbeiters. So war die ursprünglich ganz patriarchalische und wahrhaft sittliche Politik des Fürsten Bismarck zu einer böartigen Karikatur entartet. Und sofort fanden sich auch Idealisten, die alle Unbehaglichkeiten dieser Lage den Juden in die Schuhe schoben.

Noch mehr aber als mit der Regierung waren die kleinbürgerlichen Idealisten unzufrieden mit dem entschiedensten Gegenspiel jeder modernen Regierung — mit der Sozialdemokratie. Diese ging in jener Zeit von Lassalle zu Marx über — sie verkündigte den Klassenkampf. Das war nur die logische Folge davon, daß das Bürgertum der ersten Reichszeit noch kein soziales Gewissen besaß, kein Verständnis für die Forderungen der Arbeiterschaft. So konnte sich auch keine großangelegte Reformpartei, wie Lassalle sie einst erstrebte, aus allen Schichten des Volkes langsam herausbilden. Noch viel weniger aber konnten die aufgeregten Massen sich dem sozialen Patriarchalismus einer leidlich wohlwollenden Regierung unterwerfen. Die Arbeiter sahen sich ganz auf sich selbst zurückgewiesen und mußten alle anderen Klassen fortan als Feinde betrachten, die erbittert zu bekämpfen wären. Das verstärkte, verschärfte und verbitterte den revolutionären Grundton der sozialdemokratischen Propaganda und erweckte ihr zahllose Feinde im gebildeten Bürgertum. Zwar hatte auch schon Lassalle mit revolutionären Gedanken zuweilen gespielt. Aber einer Revolution, wie er sie plante, hätte auch mancher demokratische Idealist aus dem Bürgertum jubelnd zugestimmt. Eine »ideale« Revolution wäre das geworden, wie im tollen Jahre 1848, wo eine begeistertphantastische Jugend auf die Barrikaden stürmte, um sich dann, nach errungenem Siege, mit den bisherigen Lenkern des Staates gefühlsselig und freudetrunken wieder zu versöhnen. Der konstitutionelle König hätte nur schleunigst noch ein sozialer werden müssen. Vielleicht hätte man ihn auch noch gezwungen, auf den Balkon zu treten, um entblößten Hauptes die Scharen der Gefallenen an sich vorüberziehen zu lassen — und alles wäre wieder gut gewesen. Von diesen ungemütlichen, wildgewordenen Proletariern aber fürchte-

1 Neophyt - in einen Geheimbund neu Aufgenommener

te man noch ganz andere Dinge, Guillotinen, Petroleusen ¹, und was Philister war in deutschen Landen schrie in hellem Zorn nach Staatsanwalt und Polizei. Die Pariser Kommune, mit der die deutschen Sozialisten ganz offen sympathisierten, schien die schlimmsten Befürchtungen noch übertreffen zu wollen. Durch dieses Symptom erst fühlte sich Fürst Bismarck, nach eigenem Geständnis, veranlaßt, der Arbeiterbewegung als unversöhnlicher, erbitterter Bekämpfer gegenüberzutreten. Nicht der gewalttätige Staatsmann Bismarck war es, auch nicht Bismarck der Millionärezüchter und Vertreter der Bourgeoisie, der sich mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit und Stellung den Arbeiterheeren stürmisch entgegenwarf, sondern jener andere, patriarchalische und königstreue Bismarck, den dieser zügellose und pietätlose, verhetzende Klassenkampf ins innerste Herz getroffen hatte. Ganz den gleichen Ingrimm empfanden viele, ihm ähnliche Naturen, welche sonst von seiner Politik vielleicht nichts wissen mochten. Und auch hier suchten die ergrimmten Idealisten nach Prügelknaben für ihre enttäuschten Hoffnungen, und verbrannten in Ermangelung eines Besseren den Juden. Eugen Dühring ² ist es gewesen, der die »Entartung« der Arbeiterbewegung zum Klassenkampf den Hebräern aufs Konto schrieb, und viele haben ihm das nachgebetet. —

III.

Das sind einige der wichtigsten sekundären Ursachen des Antisemitismus, gleichsam die recht stattlichen Nebenflüsse, deren Zustrom dem Hauptgewässer erst seine reißende, unwiderstehlich niederwerfende Gewalt verlieh. Jedoch die eigentlich bewegende, primäre Ursache fällt in ein ganz anderes Gebiet. Sie liegt darin begründet, was ich als »Wiedergeburt des Mittelalters« bezeichnen möchte, und ferner noch im Wesen des modernen Judentums. Das Wort »Mittelalter« hat freilich in seiner Beziehung zum Antisemitismus einen gewissen Nebensinn erhalten, der einer geläuterten wissenschaftlichen Erkenntnis wenig entspricht. Aber von diesem, von dem sogenannten »finsternen« Mittelalter soll hier nicht die Rede sein. Nicht entartete Einzelformen jener Zeit, wie Inquisitionen und Scheiterhaufen, sind gemeint, sondern ein Grund— und Wesenszug, der die ganze mittelalterliche Kulturwelt erbaute und auch in unseren Tagen wieder schöpferische Kräfte entfaltet hat. Dieser Grund— und Wesenszug des Mittelalters lag in dem Bestreben, das Unsinnliche zu versichtbaren und das Subjektive zu objektivieren — das Traumhaft-Persönliche zu einem Gegenständlich-Sozialen zu gestalten. Das Geschlecht des Mittelalters hatte einen sehr strengen, logisch durchaus vollkommenen Begriff des unsichtbaren und unendlichen, kurzum des abstrakten Gottes. Der aber genügte ihm nicht. Es wollte, ohne dieses Abstrakte und Unendliche dabei aufzugeben, zugleich ein sichtbares Zeichen, ein greifbares Symbol für seine Empfindung haben — und es erschuf sich den Statthalter Christi, den Papst. Noch viel willkürlicher und persönlicher verfuhr der mittelalterliche Mensch mit den Ergebnissen des Staats- und Völkerlebens. Daß Verfassung und Rechtsordnung nur menschlich-zeitliche Ergebnisse mit einem ganz eigenständigen Leben seien und nur geboren werden, um wieder zu sterben, — dieser Gedanke wäre einem Sohne des zwölften oder dreizehnten Jahrhunderts niemals in den Kopf gegangen. Er umkleidete die massiven

1 Petroleur, Petroleuse - Mordbrenner, Brandstifter (im linksgrünen Neudeutsch euphemistisch "Zünder" genannt)

2 Düring - Karl Eugen Dühring, deutscher Philosoph, † 1921

Einrichtungen des Feudalstaates mit seinen unendlichen Träumen und spekulativen, ewigen Gedanken. Und er deutete, vergewaltigte und verrenkte sie, bis sie schließlich leidlich—weidlich in sein Ewigkeitssystem hineinpaßten. So trat dem Papst die heilige Kirche zur Seite, mit ihren Sakramenten und Gnadenmitteln, durch welche jede winzigste Handlung der Alltäglichkeit zum Überirdischen, Unendlichen erhoben wurde. So geschah es im Mittelalter und nicht gar viel anders geschieht es in unseren Tagen. Auch der moderne Mensch ist auf der Jagd nach einem unbekanntem, unendlichen Gott, der aber durchaus kein unsichtbarer sein soll. Man will ihn schauen, fassen und greifen in aller seiner Herrlichkeit. Umgekehrt auch soll das Sichtbare und Bestehende, das räumlich und zeitlich kaum erst Verwirklichte, durchaus nicht einen nur endlich begrenzten Charakter in sich tragen. Wenn etwa ein Vegetarianer seine Pflanzenkost empfiehlt, wenn ein Kleiderreformer neue Schnitte und Trachten findet oder ein zwergiger Sozialpolitiker den Kreuzzug gegen den Alkohol beginnt, dann begnügt man sich keineswegs damit, rein praktische Gesichtspunkte ins Feld zu führen und mit langsamer Erziehung still und systematisch auf die Massen einzuwirken — sondern die Sache erhält sofort den Stich ins Metaphysische. Man schafft sich Lehren und Glaubenssätze, weckt die Glut religiöser Überzeugung im Herzen der Anhänger und eröffnet mit einem ungeheuren Aufwand von Kraft und Charakter den rasenden, fanatischen Kampf gegen die »Macht der Finsternis«. Nicht anders wird es, wenn es statt der Laster und Leiden einmal auch den Freuden des Lebens gilt. Auch dann muß es Metaphysik und Religion, Idealismus und Konventikel geben — und handelte es sich selbst um einen Klub von Radfahrern oder Verein der Bergfexe. Die erneuerten olympischen Spiele und der Siegeszug der Heilsarmee sind bezeichnende Erscheinungen dieses modernen Mittelalters. Natürlich mußte diese Geistesrichtung auch in die Politik hinübergreifen und sich zugleich einen bleibenden Ausdruck ihrer Weltanschauungen verschaffen. Die kühnste dieser Lehren ist Nietzsches — Übermensch, sichtbarer Gott; die nächstkühne der Glaubenssatz der Sozialdemokratie — Zukunftsstaat, Himmel auf Erden, versichtbarte Hierarchie. Aber gerade diese Äußersten biegen sich wieder um, lenken nach innen zurück und aus dem Versichtbarten wird wieder das Unsichtbare, der abstrakte Gedanke und die überquellende, unendliche Empfindung. Für unsere Betrachtung kommen daher mehr die Mittelstufen in Frage, die fester in ihrer Gestalt verharren, sich schärfer abzeichnen und darum auch augenblicklich wirksamer sind. Hier tritt an Nietzsches Stelle Eugen Dühring, der nicht Übermenschen will, die gute Europäer sind, sondern Nationalgötter: einen typischen Germanen. Mit viel mehr Recht als Nietzsche könnte gerade Dühring von der blonden Bestie sprechen. Und die Sozialdemokratie wird auf dieser Stufe durch jene mittelständigen Kleinbürger ersetzt, die in der gegenwärtigen Politik, Wirtschaft und Gesellschaft etwas Unantastbares, Ewiges, Heiliges erblicken. Nationaler Radikalismus und konservatives Kleinbürgertum saugen ihre Kraft und Zähigkeit nur aus dieser mittelalterlichen Geistesrichtung, welche mit menschlichem Auge unendliche Götter sehen will. Aber es ist eben unseres Auges Fluch, daß es nur in Gegensätzen sieht. Darum muß auch die sichtbare Kirche durch eine nicht minder sichtbare, hierarchisch abgestufte Hölle ergänzt werden. Und dem sieghaft—sichtbaren Lichtgott mußte eine Nachtgestalt, der Geist des Bösen, zur Seite treten, der in früheren Zeiten die allerverschiedensten Namen führte: Ahri-man, Loki, Antichrist. Heute aber heißt er Kapitalist — Herdentier — Jude!

Es fragt sich vor allem, aus welchen innersten seelischen Eigenschaften dieses neue Mittelalter herausgewachsen ist. Dann erst ist ein sicherer Ver-

gleich möglich, ob eben der Jude, besonders der moderne Jude, einen wirklichen Gegensatz dazu bildet. Um es kurz zu sagen, das moderne Mittelalter entstand aus einer heftigen Gegenbewegung des Historischen und Bestehenden gegen jenen apriorischen Rationalismus, der mit dem verstandesmäßigen Glaubenssatze umformend an das Leben tritt. Diese Gegenbewegung kann doppelter Art sein. Zuweilen setzt sich das Organische dem Mechanischen entgegen und dann wird gepredigt, daß diese lebendige Welt kein träger Rohstoff sei, der nur nach Belieben zu formen und zu kneten wäre. Das flüssige Werden empört sich gegen das steinerne Sein. Diese Art Opposition ist die höchste und modernste und zukunftsreichste. Zum Rationalismus verhält sie sich, wie ein freier, weiter, hochgebildeter, durch und durch moderner Sozialreformer zum sozialdemokratischen Herdentier und verlangt eine Selbstzucht und einen Feinsinn, der nicht vielen eignet. Bequemer ist der zweite Weg, den der Rückschritt auch gewöhnlich einschlägt und der direkt ins Mittelalter führt. Da handelt es sich keineswegs um den großen und einfachen Grund— und Urwiderspruch zwischen Sein und Werden, sondern es steht ein Sein gegen das andere. Die fertige Gegebenheit des gedanklichen Glaubenssatzes wird ersetzt und bekämpft durch die nicht minder fertige Gewordenheit gesellschaftlicher Zustände. Glaubenssatz hier und Glaubenssatz dort — jeder hält das Endliche und Vergängliche für ein Unendliches und Heiliges.

Mittelalterlich sind im Grunde beide, der Verstandesmensch wie der gegenständliche Konservative. Aber der letzte hat wenigstens den Vorteil, daß innerhalb seiner abgeschlossenen, fertigen Aufstellungen doch warmes Leben pulsiert. Er ruht auf der Erde, hängt an den alten Sitten und Gebräuchen, saugt ruhmreiche Überlieferungen in sich und umkleidet all sein Tun und Lassen mit einem gemütvoll—idyllischen Zauber. Obwohl auch er eigentlich nur ein Knecht seiner Umwelt ist, fühlt er sich in seinem Bewußtsein als freier Mann, der keine Ketten trägt. Der unerbittliche Verstandesmensch, der unter dem Zwange des Gedankens an zuckenden Menschenleibern formt, muß diesem Beharrenden als ein rasender Despot erscheinen, der sich zugleich selbst vor dem eigenen Götzen sklavisch im Staube wälzt. Und der Freie und Freiheitsliebende haßt diesen Despoten ingrimmig. Dazu aber kommt nach der anderen Seite auch der Haß des Gebundenen. Der Beharrende ist in heimischer Sitte und Brauch innig eingewöhnt, er kann davon nicht lassen, und als höchste Tugend entwickelt sich ihm daraus die patriarchalische Treue. Als Verruchtester unter den Verruchten erscheint ihm der Zügel— und Ehrfurchtslose, der krasse, flüchtige Selbstling, der nirgends festhaftet, der Witzige und Freche. Dieser Haß mischt sich mit jenem anderen und wird zu einem einzigen bäumenden Gefühl, das die Brust des modernen Mittelalterlichen bis zum Bersten füllt. Als Opfer dieser Stimmungen konnte er in der Tat kaum einen besseren Prügelknaben finden, als gerade den — modernen Juden.

Jene Erzählung vom Bau der Stiftshütte in der Wüste, in welcher sie dann ihre Bundeslade herumführten, ist mir immer als ein höchst merkwürdiges Sinnbild des jüdischen Nationalcharakters und Schicksals erschienen. Die Bundeslade, das war das Gesetzbuch der Juden, und sie enthielt alle Sätze und Rechtsordnungen einer peinlichen Glaubensordnung. Die Juden aber, die sich diesen strengen Sätzen voll ängstlicher Treue zu unterwerfen hatten, waren damals noch ein schweifender Nomadenstamm. Mit Recht mag die Kritik bestreiten, daß die Thora und die fünf Bücher Moses schon in der Wüste geschrieben wurden. Um Gesetze schriftlich festsetzen zu können, dazu ist notwendige Vorbedingung ein Reichtum von überliefertem Recht, von Sitten und

Gebräuchen, wie sie sich nur sehr langsam, im seßhaften Leben des Ackersmanns oder des Städters zu entwickeln pflegen. Großstilig, einfach und klar sind die Gesetze eines Nomadenstammes — zehn Gebote sind da schon zu viel. Dafür aber war jene Sage von der Stiftshütte in der Wüste gleichsam eine prophetische Ahnung all der künftigen Schicksale des jüdischen Stammes. Als nämlich die Juden ihrer Heimat endgültig beraubt waren und, zerstreut und vereinzelt, unter fremden Völkern gespenstisch weilten, da wollten sie sich immer noch mit ursprünglicher Zähigkeit als eine Nation behaupten. Eine Nation aber ohne Land, ohne Staat, oft auch ohne gemeinsame Sprache, ist ganz einfach ein Nomadenstamm; nur daß diese Nomaden nicht in der Wüste lebten, sondern in einem Völkermeer, welches sie zu verschlingen und aufzusaugen drohte. Dagegen konnte nur der »Zaun der Gesetze« helfen, peinlich ausgeklügelte Gesetzesvorschriften, uralte Sitten und Gebräuche. So ergaben sich die merkwürdigsten Widersprüche im jüdischen Wesen. Es war schweifend, ruhelos und phantastisch, wie der Geist des Nomaden, und zugleich zäh, hartnäckig, geduldig, wie die schwerfällige Seele eines erdgebundenen Bauern. Beide Eigenschaften aber waren nur Treibhauspflanzen, die jedes natürlichen Bodens ermangelten. Dem Nomaden fehlten die Wüste und die Sterne, dem Bauern die Ackerscholle. Der jüdische Nomade hatte nicht den großen Sinn und nicht die Poesie, die Wüstenluft gewährt, auch nicht das frech—heroische Räubertum. Ihm blieb nur die Vagabondage, das tückische Halsabschneiden und unehrenhaftes Umhertaumeln in unsolider Berufsart. Ebenso brachte die Treue für ihre Überlieferungen den Juden mehr Schaden als Nutzen. Die höchsten schöpferischen Kräfte entspringen mitunter einer Überlieferung, die fest im Heimatboden wurzelt. Da lernt der Mensch, sich den Dingen der Umwelt unterwerfen und den Geheimnissen der Natur mit innerem Gehör zu lauschen. Wenn sich jedoch, nach solch inniger Versenkung, eine Persönlichkeit machtvoll wieder emporringt — dann ist der schöpferische Genius vollkommen fertig. Aber selbst noch die schwächste und kleinste Kraft gewinnt Geruch und Farbe, Stärkung und Eigenart, wenn sie im Heimatboden wurzelt. Etwas Ewiges und Großstiliges hat sich immer nur aus einer dauerhaften, großzügigen Überlieferung entwickeln können. So dauerhaft sich auch immer die jüdische Überlieferung erwies, so wenig großzügig war sie. Ihre Schöpfung und Norm blieb schließlich immer der Talmud, diese Riesensammlung winzigster Zitate und wunderlicher Rechtssachen. Der jüdische Geist, der wilde Schweifer, blieb rettungslos an jedem Zeremoniell hängen, an den dünnen Fäden haarsträubend winziger Begriffsspaltereien. So fanden sich in diesem Stamm eine steife Spitzfindigkeit und schweifende Vagabondage zu wenig erquicklichem Bündnis zusammen. Und das änderte sich auch nach der Emanzipation nicht, trat vielmehr in der modernen europäischen Form vielleicht noch greller in die Erscheinung. Für die neuen, unbefestigten und schwankenden, darum oft noch unreinlichen und höchst verdächtigen Berufe des modernen Lebens bewies der nomadisch geschulte Jude eine erstaunliche Gewandtheit. Ich meine das Geldgeschäft, die politische Agitation, die Journalistik und die Schaubühne. In allen diesen Berufen liefen sie den germanischen Mitbewerbern den Rang ab, und an den bedenklichen Erscheinungen dieser Gewerbe waren auch viele Juden beteiligt. In der Journalistik besonders verletzte jener eigentümliche jüdische Witz, den wir an dieser Stelle, in einer Abhandlung über den Antisemitismus, durchaus nicht übergehen können.

Der jüdische Witz ist ein Erzeugnis jener seltsamen, schwerfälligen und landlosen Bauernzähigkeit, die einerseits das überlieferte Zeremoniell angst-

voll umklammert hielt und ausgestaltete und dabei doch immer auf dem Sprunge sein mußte, von Haus und Hof verscheucht und der Urquelle ihrer Überlieferungen, der heiligen Bücher, beraubt zu werden. Immer neue Gestaltungen und wechselnde Lebensformen ergaben sich daraus, und die Frage war, wie sie mit den alten in Einklang zu bringen seien. So entwickelte sich eine förmlich—juristische Dialektik, die immer schärfer, spitzfindiger und abstrakter wurde, bis sie in so feine, leichte Luft gelangte, daß sie zu hüpfen, zu tollern und zu tanzen begann, allen Ernst und alle Spannung verlor, in lautes, ironisches Gelächter gellend umschlug. Durchaus ein Kind des toll gewordenen Scharfsinns ist der jüdische Witz, der sich allerdings bei Heinrich Heine mit Phantasie und philosophischer Weltanschauung vermählen mochte. Bei seinen Nachkommen aber, den Journalisten von heute, überwiegt eine freche und verwegene, dürre und verstandesmäßige Spitzfindigkeit. Die Verketzer der jüdischen Witzlinge dürfen freilich nicht vergessen, daß diese haarscharfe Spitzfindigkeit auch nur einem Bedürfnis des Gemütes entsprungen ist, einem Verlangen des Herzens, das teure Erinnerungen nicht lassen kann. Aber hier gerade bewahrheitet sich der Satz, daß, wer das Schwert gebraucht, auch durch das Schwert umkommt. Dieser Witz wurde selbständig und pietätlos und kehrte sich gegen die eigene Nährmutter, das Gemüt. Die Geschlechterreihen der Juden in Osteuropa, die in der Zeit von 1820 bis etwa 1870 geboren wurden, entstammten zumeist noch sehr frommen Familien. Das Joch der Bräuche drückte die aufstrebenden Geister, und nur nach schweren Kämpfen rissen sie sich los. Aus diesen Kämpfen aber flammte ein heißer Haß empor. Die Anhänglichkeit für die alte Überlieferung ging in die Brüche, und frei und fessellos überließ der talmudistische Witz sich seinem überlegenen Spiel. Diejenigen der modernen Juden, die zu den Sozialdemokraten übertraten, waren eigentlich von allen noch die konservativsten Juden. Sie ersehnten sich einen Ersatz für das Dogma und glaubten nun an den Zukunftsstaat. An Stelle des Talmud unterwarfen sie ihren Scharfsinn dem Dienste einer rechtlich—gesellschaftlichen Geschichtsauffassung. Die ganz und gar Abtrünnigen aber waren die sogenannten liberalen Juden, die keine anderen Götter mehr kannten, als Witz und Spitzfindigkeit. Damit gelang es ihnen glänzend in Neu—Berlin. Die Mehrzahl der modernen Juden also schied sich in verstandesmäßige Dogmatiker und in selbstsüchtige geistige Nomaden. Die politischen Juden dieser Art feierten ihre Feste in der Kulturkampfzeit ¹, wo die Ultramontanen so recht erfahren mußten, wie tief der jüdische Witz verwunden kann. Aber auch gegen die Protestanten kehrten sie sich, wie überhaupt gegen alle konservativen oder, wie ich sie nenne, mittelalterlichen Kräfte des deutschen Volkslebens. Diese wieder benutzten das Attentatsjahr 1878 ² zu einer heftigen Gegenbewegung sowohl gegen die Glaubens-, wie gegen die Persönlichkeitsjuden — der Antisemitismus wurde geboren.

1 Kulturkampf - Pauschalbezeichnung für den Kampf Bismarcks gegen die Machtansprüche der Catholica. 1871 untersagte der so genannte Kanzelparagraph Geistlichen in Ausübung ihres Amtes die Behandlung staatlicher Angelegenheiten, 1872 wurde mit dem Jesuitengesetz die Tätigkeit des Jesuitenordens im Deutschen Reich verboten. Die vier Maigesetze von 1873 (staatliche Schul- und Kirchengeschichte; Regelung wesentlicher innerkirchlicher Angelegenheiten über Staatsgesetze) bildeten den Höhepunkt des K. Die Verweigerung und der entschlossene Widerstand der Kirche führten zur Absetzung und Verhaftung zahlreicher Bischöfe und Geistlicher. Mit dem so genannten Brotkorbgesetz von 1875 wurden alle staatlichen Leistungen an die katholische Kirche eingestellt. Auch wurden fast alle Klostersgenossenschaften (außer den krankenpflegenden) aufgelöst .

2 Attentat auf den Kaiser, in der Folge wurde die sozialdemokratische Partei verboten

Die stärksten Bewegter und Erreger des Judenhasses in Deutschland sind zweifellos Stöcker¹ und Dühring gewesen. Diese beiden, grundverschieden in ihrer ganzen Weltanschauung, gehören doch zu jenen mittelalterlichen Naturen, welche sichtbare Götter und leiblich-heilige Einrichtungen begehren. Beide gingen von der nationalen Grundlage aus — wenn das Ziel auch ein verschiedenes war. Dühring möchte das altgermanische, phantastisch—heldenhafte Heidentum wieder ins Leben rufen, während Stöcker auf dem lutherisch—monarchischen Standpunkt verharret. Beiden wird dabei der Jude ein willkommener Antichrist. Dühring, der sich selbst einen alten Schweden nennt, dieser trotzige, kampffrohe und berserkerhafte Germane, nahm sich besonders den geistreichen, verstandesmäßigen, spindeldürren und fahrigen Juden zum Vorwurf. Er, der eine freie und stolze Hingabe an die Naturmächte lehrte, entfachte die gesammelte Glut seines Zornes gegen diese verbissenen Dogmatiker, ganz gleichgültig, ob sie nun Glaubensstrenge oder Verstandesmenschen waren. Denn den dogmatischen Wolf im logischen Schafpelz erkannte das vom Haß geschärfte Auge des blinden Philosophen ganz gut auch im modernen Reformjuden. Gegen diese Art von Judentum richtet sich sein Haß eigentlich noch in weit höherem Grade, als gegen die sogenannte »judentreistigkeit« der Witzlinge. Heinrich Heine kommt bei ihm fast besser weg als Spinoza. Was er aber von diesem sagt ist, meinem Gefühl nach — die selbstverständlichen Übertreibungen abgerechnet — vollkommen begründet. Zu Unrecht hat der starr systematische und seine Substanz dogmatisch kristallisierende Spinoza den größeren Descartes verdrängt, der die innerlich reichere und psychologisch genialere Natur gewesen ist. Dührings Abneigung gegen die Juden geht tiefer, als der Haß Stöckers. Gerade das Eigenartige am Judentum, die Neigung zu haarspalterischer Dogmatik dürfte sich der bejahende Kirchenmann noch am ehesten gefallen lassen. Gegen ein orthodoxes Judentum, das sonst in seinen Schranken bleibt, hätte er gewiß nichts einzuwenden. Wie sein Gott der bibelfeste, am Bestehenden haftende Kleinbürger ist, so sein Antichrist der sozialdemokratische und der ganz freigeistige, liberale, moderne Jude. Beiden gemeinsam jedoch, Stöcker und Dühring, diesen erdgeborenen, schwerfälligen Naturen, ist die Abneigung gegen das Schweifende und Nomadenhafte im modernen Judentum, gegen das Hin— und Herüber von einem Äußersten zum anderen. Aber der Tieferblickende ist Dühring auch hier. Er hat erkannt, daß dieses Nomadentum und diese hastigen Sprünge auch nur ein uraltes Erbteil aus der Wüste und der so oft erlebten Diaspora sind. Beweis dafür die merkwürdige Auslegung, die sich Jesus von Nazareth von dem deutschen Philosophen gefallen lassen muß. Diese Stelle ist so bezeichnend für Dühring, daß ich mich einer kurzen Wiedergabe nicht enthalten kann. »Christus«, so sagt er, »ist nichts anderes, als der geistige Neu—Hebräer. Die Betonung eines Prinzips der Feindesliebe, zu dem sich in älteren Kundgebungen wohl das Gegenteil — (soll wohl heißen Gegenstück) — aber praktisch kaum merkbare Spuren fanden, tritt doch nicht ganz aus dem Hebräercharakter heraus, *der sich in paradoxen Umkehrungen gefällt und sozusagen kopfsteht, wenn es mit den angestammten Füßen nicht mehr scheint weitergehen zu wollen.*« Dühring also sieht in der Liebespredigt nur ein plötzliches Umschlagen und ein Kopfstehen der uralten Selbstsucht, die sich aus ihren eigenen Irrgängen nicht mehr zu retten weiß. Diese totale Umwertung der Werte ist ihm aber zu paradox und widert ihn an. Die höchste unter den möglichen Tugenden gegen den Feind ist für Dühring nur die Gerechtigkeit,

1 Adolf Stöcker - protestantischer Hof- und Domprediger in Berlin, Mitbegründer der "Christlich-Soziale Arbeiterpartei" als Konkurrenzpartei der SPD. † 1909

die zu üben schon sauer genug fällt. Feindesliebe ist ihm aber ganz einfach ein Unsinn, eine wüste Umkehrung, ein echt jüdisch taumelndes Fangballspiel. Dadurch unterscheidet sich Dühring sehr scharf von Friedrich Nietzsche, der sonst vielfach auf überraschend ähnlichen Wegen wandelt. Aber Nietzsche hatte gerade seine ästhetische Freude an einer verwegenen Umkehrung, oder, in seiner Sprache, Umwertung der Werte. Wenn auch Zarathustra aus Gründen seiner Metaphysik und Ethik schlecht genug auf Christus und auf den jüdischen »Sklavenaufstand in der Moral« zu sprechen ist — für den ästhetischen Nietzsche hatte dieses Schauspiel einen unendlichen Reiz. Er kostete alle Farben und Töne, die schaurigen Seelentiefen, die bei diesem moralischen Erdbeben sich klaffend öffneten, und war den Juden dankbar für diesen Genuß. Das kann freilich nicht wundernehmen, da er ja selbst ein gleich verwegener Umwerter war. Ihm erschienen die Juden sogar als ein wertvolles Amalgam für das Metall, aus welchem sein zukünftiger Übermensch geschmiedet werden sollte. Nietzsche war eben vor allem ein guter Europäer — und die modernen Juden sind es auch. Dühring aber ist ein in der Scholle wurzelnder, ausgesprochener seßhafter Nationalgermane — und die modernen Juden, obwohl sie gern möchten, können es ihm nicht nachmachen. Natürlich meine ich immer den modernen Durchschnittsjuden, der keine Zeit zur Versenkung ins deutsche Volkstum, zum Studium Goethes, der Lyrik oder des Nibelungenliedes hat. Er wird — das ist eine bittere Wahrheit — im Kerne seines Wesens immer bleiben, was er ist. Rationalist, Dogmatiker und feurig prasselnder Pathetiker, oder spitzfindiger Witzbold. Darum darf es gar nicht wundernehmen, daß er in einer Zeit, die nach persönlichen Göttern und persönlichen Teufeln schreit, zum ständigen Prügelknaben aller seßhaften Schollenbauern geworden ist. Schollenland aber ist noch der größte Teil von Osteuropa — Deutschland und Österreich miteingeschlossen. Daher der furchtbare Haß, der sich plötzlich über das Judentum entlud. Und diese selbst sehnen sich gleichfalls nach Schollengebundenheit; des ewigen Wanderns sind sie gründlich überdrüssig. Gerade dieses Volk, das in der langen Verbannungszeit einen Ballast peinlich befolgter Gebräuche herumschleppte, wäre vorzüglich geeignet, wenn es erst im festen Boden wurzelte, ein volkstümliches Leben mit handgreiflich ausgestatteten Lokalsitten zu entwickeln. Danach geht auch der jüdische Drang schon seit einem Jahrhundert — seit Mendelssohn. Endlich, endlich wollen sie feste Wurzeln schlagen. Aber wie und wo? An der Lösung dieses Problems hängt die ganze Judenfrage, die im Grunde weiter nichts ist, als ein Kampf zwischen nomadischer und sesshafter Kultur. Ein solcher Kampf ist notwendig, ist gut und heilsam und wird immer sein. Nomadisch ist alles junge, Aufstrebende und Werdende, das aber zugleich noch ein Unfertiges ist, ein ruchloser Frevel und hunnische Zerstörungswut. Das ist ganz einfach ein Naturgesetz menschlicher Entwicklung. Gar nicht Naturgesetz aber, sondern ein plumper historischer Zufall, eine riesige Dummheit der Weltgeschichte ist es, wenn dieses Nomadentum einem bestimmten Volkstamm zur Last fällt. Dieser Zufall, diese Dummheit muß durchaus korrigiert werden — aber wie?

Doch zunächst möchte ich den sehr beliebten Einwand zurückweisen, als wäre die Abneigung gegen die Juden nur gleichsam ein Mißverständnis, indem man den Haß gegen eine gewisse Berufsart auf den ganzen Volkstamm überträgt. Gemeint ist damit das Geldgeschäft. Aber einmal ist es durchaus kein Zufall, wenn eine bestimmte Rasse besondere Neigung für bestimmte Berufe zeigt. Dies hängt mit ihrer ganzen Struktur, ihrem, ethnographischen und historischen Charakter innig zusammen. Dann aber entspricht

dieser Einwand auch durchaus nicht der Wahrheit. Die Abneigung gegen jüdische Dichter, Schriftsteller, Maler und Professoren ist in den interessierten Kreisen mindestens ebenso groß wie der Haß gegen die Börsenleute in der großen Masse des Volkes. Und das geht ganz natürlich zu, ohne Wunder und Hexerei. Denn auch auf geistigem Gebiet ist der Jude vorzugsweise schweifender Europäer, dessen Sohlen nirgends festhaften. Er ist ein kühner Experimentator und ein stürmischer Vorahner keimender Werte und Stimmungen. Selten nur wandelt er mit ruhig großem Schritt auf alten oder neuen Bahnen. Immer auf dem Sprunge, spähend und unruhig, in einem ewigen Zickzack, spielt er ein oft sinnbetäubendes Fangballspiel mit der Sprache, mit Gedanken und Ideen. Aber freilich nicht etwa der Jude allein, sondern überhaupt jeder Geist im neunzehnten Jahrhundert, der den Sturmatem, einer großen Zukunft spürt. Doch ist es eben wieder das Verhängnis, daß durch die zahlreiche jüdische Beteiligung der guten Sache in den Augen des Gegners ein höchst einseitiger Stempel aufgedrückt wird. Alles, was mehr national, als europäisch fühlt und denkt, säumt nicht, bei einem Angriff auf die moderne Literatur auch den Juden zum Zielpunkt zu nehmen. Wenn die Sehnsucht nach einem festen Boden sich regt, nach großen und derben Strichen, nach einer machtvollen Zusammenfassung, die im bewußten Gegensatz zum zerflatternden Verfall steht — dann springt auch sofort die uralte Abneigung gegen das Judentum heraus. Die Juden sind wohl, soweit sie der Moderne dienen, kühne Waffengenossen und verständnisvolle Genießer, aber keine eigentlich schöpferischen Geister. Ihnen fehlt eben jenes Langdauernde, Granitene, das für die letzte und höchste künstlerische Tätigkeit nicht zu entbehren ist. Auch hier liegt einfach die Frage vor, wie kann dieser kulturelle Nomadenstamm zur Sesshaftigkeit und felsenharten Ruhe erdgeborener Geschlechter zurückgewöhnt werden? Dem einen oder anderen Juden, dessen Stirn der Genius küsste, mag es vielleicht gelingen, sich in ein fremdes Volkstum hineinzufühlen, bis es ihm seine tiefsten Geheimnisse offenbart. So geschah es mit Heine. Aber auch wie dieser würde er auf den Durchschnitt seiner Landsleute doch nur durch das wirken, was an ihm frech—witzig, geistreich, springend und gut europäisch wäre.

Also wo wir auch hingreifen, überall ist die Judenfrage ungelöst. Man beachtet sie in Deutschland nur weniger als früher, da hier der politische Antisemitismus in einem vorläufigen Rückgang begriffen scheint. Aber es braucht nur ein »Weltkrieg« zu kommen, ein siegreicher Kampf gegen England oder gegen Rußland, welcher neue Flutwellen nationalen Hochgefühls emporsteigen läßt — und der Antisemitismus des Hofpredigers wird durch den Judenhaß Eugen Dührings ersetzt.

Also auch dieser Ausweg führt in weitem Bogen doch wieder auf die alte Straße zurück. Und nochmals ergibt sich die Notwendigkeit, die Judenfrage bis auf die Wurzel zu packen und auszureißen — damit sie für immer zum Stillstand kommt. Alles läuft darauf hinaus, diese Nomadenkultur zu einer sesshaften zu gestalten. Ob dazu die Begründung eines völkerrechtlichen Judenstaates notwendig wäre, mag eine spätere Zukunft entscheiden. Aber auch die leidenschaftlichsten Assimilationsjuden könnten von den Zionisten gar manches lernen. Eine Pflanze, die fest in dem einen Erdreich gewurzelt hat, kann schließlich auch in ein anderes übertragen werden und bei sorgsamer Pflege dort Wurzel schlagen. Ich erinnere hier an Heine und Börne in ihrem Verhältnis zum größten deutschen Dichter, zu Goethe, und zum Nationalbuch der Juden, zur Bibel. Börne betrachtete Goethe immer nur mit den stumpf dogmatischen Augen des radikalen Politikers aus den dreißiger Jahren und

auch in Bibel und Judentum sah er nur, wie einst die Voltairianer des achtzehnten Jahrhunderts, Erzeugnisse eines wüsten Aberglaubens. Und Heine? Er war wahrlich ein freierer Geist als Börne, kein Dogmatiker der Partei, ein Dichter und genialer Denker, der mit allen Poren die universale europäische Bildung in sich eingesogen hatte. Und doch hatte der Jude Heine daneben ein feines Verständnis für deutsches Volkstum und wußte, trotz gelegentlicher Ausfälle, warm und tief Goethe zu würdigen. Ebenso auch würdigte er die gewaltige Poesie und die sonderbaren Schnörkeleien des Alten Testaments. Gar oft erschien es ihm wie ein Fluch, als Jude geboren zu sein, öfter noch brach ein großzügiger Stolz über die welthistorischen Taten seines Stammes in ihm hervor. Diesen Weg muß auch der moderne Durchschnittsjude gehen und durch Studium und Erziehung zu ersetzen suchen, was bei Heine der Instinkt des Genius vermochte. Die zionistische oder nationaljüdische Bewegung ist ein offenbares Zeichen dafür, daß diese Erkenntnis in immer weiteren Kreisen um sich greift. Bisher wurde nationaljüdisches Wesen immer nur unter den Strenggläubigen gepflegt. Die anderen Juden, wenn sie sich nicht voll assimilieren konnten, — und die Durchschnittsjuden konnten das nicht, — begnügten sich damit, gute oder mitunter auch herzlich schlechte Europäer zu sein. Wenn nun plötzlich Stimmen laut werden, die die Begründung jüdischer höherer Schulen und Gymnasien verlangen, was man bisher so ängstlich vermieden hatte, — und wenn gelegentlich das kecke Wort fällt, die Juden müßten sich freiwillig wieder in Ghettos zusammentun, die keine mittelalterlichen Winkelgassen zu sein brauchten, sondern mit allem Behagen der Neuzeit ausgestattet wären — so mag man über solche Vorschläge achselzuckend hinwegsehen. Aber ein richtiger Instinkt ist in ihnen. Solange das unstete, moderne, schweifende Judentum nicht in irgendeiner Form ein erdgebundenes Volkstum geworden ist, solange wird der Antisemitismus immer von neuem sein struppiges Haupt erheben. Erst wenn die Judenschaft der einzelnen Staaten sich als Nationalitäten zusammengetan haben werden, mit ihren Schulen, interner Beamtschaft und auch gemeinsamer Gesellschaftspflege, dann wird sich klar erkennen lassen, ob und wie überhaupt die einzelnen Splitter dieses Volkes noch assimilationsfähig sind — ob sie in ihre »Gastvölker« vollkommen aufgehen. Wenn ja, dann wird sich ein solcher Nationaljude nicht mehr mit der überraschenden Leichtigkeit von heute der fremden Volksart anzupassen wissen. Ohne bittere Schmerzen und heiße Kämpfe dürfte es da schwerlich abgehen. Aber die nun einmal wirklich errungene Anpassung wird dafür auch viel tiefer, gründlicher, dauernder sein. Wirklich eine Anpassung, die den Juden vollständig auslöscht bis ins innerste Herz hinein. In solchen Ländern ist dann für immer die Judenfrage erledigt. Gehen aber auch nach geschehener nationaler Konstituierung die Juden in ihrer großen Mehrzahl in die fremden Völker nicht auf, dann wird die Judenfrage wirklich brennend und ihre Lösung zu einer europäischen Notwendigkeit. Dann kann es kommen, daß bisherige Antisemiten und Zionisten sich zu gemeinsamem Wirken die Hände reichen. Jedenfalls für jeden, der eine endgültige Lösung des jüdischen Problems erstrebt, ob er nun Assimilationsjude, Zionist oder Antisemit ist, scheint es nur einen Ratschlag an die Adresse der modernen Juden zu geben: sich national zu konstituieren, so merkwürdig dieser Rat auch klingt, und so wenig wir ihn zu einem fanatischen Programm machen möchten.

THEODOR MOMMSENS KUNSTWERK

Ganz einzigartig ist die Stellung, welche unter den großen Historikern Theodor Mommsen ¹ einnimmt. Er ist gewiß ein großer Gelehrter, der in den römischen Münzen und römischen Inschriften, im römischen Staatsrecht vortrefflich Bescheid weiß. Von diesem Mommsen, welcher Kärnerarbeit tut wie einer, nein, wie vierzig, mögen seine Fachgenossen, die römischen Archäologen und Philologen, gar manches lernen und ihn preisen. Uns aber — ich meine die Mehrheit der europäischen Intelligenz — geht dieser Kärner absolut nichts an, sondern nur der große Baumeister, der, wie spielend, nach getaner Arbeit wundervolle Königspaläste vor uns auferstehen läßt. Übrigens ist Mommsen auch kein exakter Denker und Wegebahner auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Methode, wenigstens nicht in dem Sinn wie Leopold Ranke ², der zu den primitivsten Quellen hinuntersteigen lehrte, auch nicht wie Hippolyte Taine ³, der große Analytiker, und endlich auch nicht wie Karl Lamprecht ⁴, welcher den riesenhaften Versuch wagt, das Kausalitätsprinzip bis auf den letzten Rest in seinem Geschichtswerk zur Geltung zu bringen. Selbstverständlich weiß Theodor Mommsen, daß Weltgeschichte nicht nur politische Geschichte ist. Zu den Glanzseiten in seinem Hauptwerk zählen gerade die Partien, welche die wirtschaftliche Lage im Römerreich behandeln, ferner auch das Rechtsleben und vor allem Literatur und Kunst. Im großen und ganzen begnügt er sich aber mit Andeutungen des wechselseitigen Zusammenhanges und teilt im übrigen fein säuberlich alles ab. Zuerst wird, in geschlossener Folge, die politische Geschichte erzählt, auf die dann, gleichsam als ausführlicher Anhang, die Kulturhistorie folgt, wobei es natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß der Appendix ⁵ das ihm zugrunde liegende Buch weit übertrifft. Aber man findet bei Mommsen nicht jenes riesenhafte Ringen des wissenschaftlichen Historikers, der das ungeheure, mannigfaltige Getriebe auf nur eine einzige Ursache zurückzuführen trachtet. Und schließlich ist Mommsen auch nicht, wie Treitschke ⁶, Politiker und Publizist. Wenigstens nicht, wenn er an seinem Geschichtswerk schreibt, so nahe ihm, der Abgeordneter war und politische Prozesse erlebte., diese Versuchung auch liegen mochte. Darum muß die Wirksamkeit und ungeheure Volkstümlichkeit seiner römischen Geschichte ganz allein auf ihre ästhetischen Eigenschaften

-
- 1 Mommsen - Theodor Mommsen, deutscher Historiker. Lehrte röm. Geschichte an verschiedenen Universitäten, Teilnehmer an der 48er Revolution, seine "Römische Geschichte" (unvollendet) ist ein Standardwerk der Geschichtsschreibung, er erhielt dafür 1902 den Nobelpreis für Literatur. Mommsen war an der Bildung der Reichslimeskommission beteiligt, † 1903
 - 2 Ranke - Leopold von Ranke, deutscher Historiker und Theologe. Er ist der Begründer der modernen Geschichtsschreibung, die nicht auf narrativer, sondern wissenschaftlicher Grundlage steht. . Der Historiker hat demzufolge die Aufgabe, aufzuzeigen, „wie es eigentlich gewesen“ ist. † 1886
 - 3 Taine - Hippolyte Adolphe Teine, franz. Philosoph und Historiker, er verstand den Menschen als gesetzmäßig bestimmt, als determiniert von Vererbung, Milieu und historischer Situation. † 1893
 - 4 Lamprecht - Karl Lamprecht, deutscher Historiker, im Gegensatz zu Ranke favorisierte er die Einstellung "nicht wie es gewesen, sondern wie es geworden ist", primär ist die Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, Politik- und Personengeschichte sind sekundär. † 1915
 - 5 A.- Anhang
 - 6 Treitschke - Heinrich von Treitschke, deutscher Historiker und Politiker, vertrat eine idealistische Geschichtsauffassung vom Primat der Persönlichkeit "Männer machen Geschichte", † 1896

zurückgeführt werden. Der Künstler, vielleicht noch richtiger, der Dichter Theodor Mommsen, ist es gewesen, der sich ein Denkmal der Liebe und Verehrung im Herzen seiner deutschen Landsleute und der Italiener gegründet hat. Vor ihm sanken die steif und kunstvoll aufgebauten Dornenhecken, welche die tugendhaft zugestutzte und darum unsäglich langweilige Römerge-schichte rings umgaben. Aus diesen Dornen und Hecken erlöste er das furcht-bare, herbe Königs-kind, welches dort schlummerte, und führte es uns entgegen in seiner ganzen rauhen und unliebenswürdigen Schönheit — die rö-mische Republik.

Diese Stoffwahl muß auf den ersten Blick freilich überraschen. Gerade je mehr in Stil und Sprache, im feinsinnigen Verständnis des Historikers für alles Künstlertum, sich die Dichterkraft Theodor Mommsens offenbart, desto mehr wird sich auch die erstaunte Frage aufdrängen, warum dieser Mann, wenn er durchaus im Altertum verweilen wollte, nicht nach Griechenland ge-wandert ist, er, der auch noch in seinem römischen Geschichtswerk den alten Hellenen so manches schöne, tief empfundene Wort gewidmet hat. Selbst wenn wir, als moderne Ästhetiker, einen Wertunterschied der Stoffe nicht gel-ten lassen, müssen wir doch zugestehen, daß gerade die römische Geschichte eine Künstlernatur in sehr peinliche und sehr schwierige Lagen bringt, zu de-ren Überwindung ein außerordentlicher Kraftaufwand erforderlich ist. Warum begab sich Theodor Mommsen dennoch in diese Situation?

Freilich, im Grunde hätte auch Griechenland ihm nicht viel geholfen — überhaupt kein Volk der alten Geschichte. Man könnte sogar die Frage dahin zuspitzen, warum dieser Dichter unter den Historikern gerade ins Altertum gegangen ist. Doch diese Frage führte zu weit und fände schwerlich eine Ant-wort.

Der Grundunterschied zwischen alter und neuer Zeit liegt in der Stel-lung des Einzelnen zum Staat und zur Gesellschaft. Solange der moderne Staat gesund ist, fühlt er sich am wohlsten, wenn möglichst viele und große Talente in seiner Mitte auftauchen. Darum haben die Menschen der neueren Zeit ein sehr entschiedenes Persönlichkeitsgefühl in Wissenschaft und Dich-tung, in Regierungskunst und Technik ausgelöst. Wenn dieses Gefühl im Stei-gen ist, darf man fast immer auch auf eine gesteigerte Volkskraft zurück-schließen. So wurde im Frankreich der großen Revolution zum erstenmal die Idee des Volksheeres verwirklicht, und der kriegerische Geist der Gesamtnati-on nahm einen unerhörten Aufschwung. Sofort fand sich auch ein ganz eigen-artiges und ganz persönliches militärisches Genie, welches dem dunklen Drang der Massen seine Ziele wies. Die Deutschen der Gegenwart haben gleichfalls, zwar nicht auf militärischem, aber auf politischem Gebiet, einen durch und durch persönlichen Staatsmann aufzuweisen, der doch auch nicht möglich gewesen wäre ohne die große politische Leidenschaft, von welcher plötzlich das gesamte Volk ergriffen wurde. So ist es heute. Wie aber war es im Altertum? Genau umgekehrt ¹. Solange Griechenland noch Volksheere hat-te, besaß es wohl tüchtige Hauptleute, kaum aber große Feldherren, kein wirkliches strategisches Genie. Als dann die Söldner kamen, nach dem Verfall des Volkskriegswesens, da kam auch Epaminondas, kamen Alexander, Deme-trius der Belagerer und König Pyrrhus. Ganz ähnlich hatten die Karthager Ha-

1 Die Ursachen dieser merkwürdigen Erscheinung liegen noch ganz im Dunkeln. Vielleicht kann man die Erklärung darin finden, daß den neueren Völkern gleich an der Schwelle ih-rer Entwicklung große kosmopolitische Religionen und Kulturen überliefert wurden. In die-sen Religionen konnte das Individuum sich austoben und konnte mit ihnen brechen, ohne daß es dadurch, wie im Altertum, die Grundlagen der nationalen Entwicklung erschütterte. [Fußnote des Erstherausgebers]

milkar und Hannibal erst, als es mit Karthago zu Ende ging. Und endlich Roms größter, richtiger gesagt, Roms einziger Staatsmann, Gajus Julius Cäsar — steht am Ausgange der Republik. Von der Literatur und Kunst kann man wohl schweigen, da in dieser Beziehung der Unterschied zwischen alter und neuer Zeit längst anerkannt ist. Zum Überfluß bestätigt auch Theodor Mommsen, daß Äschylus und Sophokles, unbeschadet ihrer Größe, doch nur die Redaktoren der vom Volksgeiste überlieferten, mythologischen Urstoffe gewesen sind. So mußte eine Künstlernatur, die uns alte Geschichte schildern will, gleichgültig, ob die römische oder die hellenische, gar bald in die peinliche Lage geraten, daß ihr die beiden Grundelemente aller Kunst und Dichtung, die Volkstümlichkeit und die Persönlichkeit, der lokale Erdgeruch und das Seelenleben des Einzelnen, auseinanderstrebten und sich gänzlich ausschlossen. Entweder hatte der künstlerische Geschichtschreiber nur Epochen eines banger, erdfrischen Werdeganges vor sich, die aber ohne feste Gestaltung und innerlich reiches Seelenleben waren, oder ihm quoll eine Fülle von Gestalten und außerordentlichen Menschen entgegen, die aber samt und sonders ein kosmopolitisches Gepräge an sich trugen, die in Athen und Rom leben konnten, wie in Alexandria, oder auch, mit leichter Änderung des Kostüms, im modernen Paris. Das Beste, und was eigentlich den Künstler erst reizt, der Erdgeruch, das Lokalkolorit und die innige Befruchtung durch die Mächte des Volkslebens, ging den großen Männern des Altertums unwiederbringlich verloren. Das galt vom alten Griechenland und noch unendlich mehr vorn alten Rom.

Wohl war in Hellas der schwelgerisch geniale Alkibiades aus der Verfallzeit eine unendlich reichere Persönlichkeit als etwa Themistokles — der aber zählte auch. Selbst in ihrer volkstümlichsten, gebundensten Zeit konnte diese Künstlernatur nicht ganz und gar das Individuelle verleugnen, wie auch umgekehrt die gewaltigen Persönlichkeiten der späteren Zeit immer noch einen, freilich sehr losen, Zusammenhang mit der alten Überlieferung bewahrten. Alexander war immer mehr Hellene, als der Diktator Sulla Römer, und Euripides, dieser dämonisch geniale Ungläubige, besaß zu dem alten Volksglauben, den er erbittert bekämpfte, doch noch ein ganz anderes Verhältnis, als Horaz und Ovid, die der alten Mythologie ein zierliches, gefälliges Dekorationsmaterial entlehnten. Der Riß zwischen Volkstümlichkeit und Persönlichkeit war auch in Hellas nicht abzuwenden, dennoch hätte ein späher Künstlerblick Zeiten einer scheinbaren Einheitlichkeit dieser beiden Faktoren (Zeitalter des Perikles) in reicher Fülle wahrgenommen, und eine Künstlerhand hätte sie sammeln und vereinigen können. Theodor Mommsen aber, welcher durch und durch Künstler ist, ging nicht nach Griechenland, sondern nach Rom. Was fand er dort?

Er fand dort die Trennung von Volkstum und Persönlichkeit in einer Schärfe durchgeführt, an welcher ein logisch geschulter Kopf die hellste Freude haben konnte. So waren zum Beispiel, wie Mommsen sich ausdrückt, die ersten fünf Jahrhunderte Roms ein »Zeitalter ungewöhnlicher Taten und gewöhnlicher Männer«. Die kleine Stadtrepublik, von furchtbaren Parteifehden zerrissen und, bedrängt von übermächtigen Feinden, mehr als einmal am Rande des Verderbens, rang sich mit gewaltiger Volkskraft aus allen diesen Nöten siegreich empor, um dann ihrerseits mit unwiderstehlicher Wucht zum Angriff überzugehen. Die hochbegabten Etrusker, die wilden Kelten erlagen dem Römerschwert, und die widerspenstigen Latiner wurden mit eisernem Willen in das alte Joch zurückgezwungen. Bald überfluteten die Legionen Samnium und Apulien und mit sicherem Instinkt ahnten die uralten Hellas-

städte in jenen Gegenden in dem rauhen, römischen Bauer den künftigen Beschützer und großartigen Schätzer ihrer Kultur. Schließlich kam noch ein gewaltiger Kriegskünstler aus der Schule Alexanders des Großen, König Pyrrhus, nach Italien und mußte sich, trotz vorübergehender Erfolge, von diesen Bauern, die nichts weniger als Feldherren waren, bis zur Vernichtung schlagen lassen. Italien war also unterworfen, und diese gleichen Bauern wußten ihre Eroberungen in einer ganz neuen, der hochentwickelten hellenischen Staatskunst unbekanntem Weise zu einem festen Gebäude zusammenzufügen, welches siebenzig Jahre später den schweren Schlägen des Hannibalischen Krieges siegreich widerstand. Das alles vollbrachten diese Bauern, diese schlichten Zenturionen und Konsuln, unter denen sich aber kein einziger wirklich hervorragender Staatsmann befand. Von diesen namenlosen Politikern wissen verlorene Traditionen und Grabsteine höchstens zu melden, daß sie tapfere, schöne und kluge Männer waren. Mehr nicht. Sie ähnelten sich wie ein Ei dem anderen, und verfolgten mit gleicher Zähigkeit, aber ohne die leiseste Persönlichkeitsnote, die überlieferte politische Tradition, deren getreuer Wächter der gestrenge und ehrenfeste, etwas bornierte römische Senat war. Im täglichen Leben waren diese Klein- und Großbauern eben auch nichts weiter als Bauern, sehr abergläubisch, sehr fromm und sehr schlaue, und ihr Gottesdienst von der ödesten Allgemeinverständlichkeit. In einem solchen Boden konnten auch die zarten Blüten der Poesie nicht gedeihen und Theodor Mommsen wird nicht müde, zu betonen, daß Roms größte Zeit auch seine literaturlose Zeit gewesen ist. Als dann, nach den Punischen Kriegen, die Literatur kam, da kam auch der Hellenismus, das verwaschene und wie ein Faulholz farbenstrahlende Weltbürgertum. Auch die großen, reichgearteten Persönlichkeiten kamen nun — Publius Scipio, Gajus Gracchus, Cornelius Sulla, Gajus Cäsar. Und als sich die alte Volkstümlichkeit bis zum letzten schalen Rest verflüchtigt hatte, erlebte Rom sein alexandrinisches, sogenanntes »goldenes Zeitalter« in Literatur und Kunst. Die Trennung ist vollkommen, es ist die reinste und ungetrübteste Probe auf das Exempel, ein vollkommen typisches Bild für die Entwicklung des gesamten Altertums, aber auch die schlimmste Situation für einen Historiker, der ein Künstler und Dichter ist. Er kann frischen, herben Erdgeruch haben und muß auf Gestalt und Farbenpracht verzichten, die ihm dann zuteil werden, wenn er das »Herzblut aller Poesie«, eben die Volkstümlichkeit, entbehren muß. Und darum, und nun zum letztenmal, warum ging Theodor Mommsen nach Rom und nicht nach Griechenland?

Diese scheinbar seltsame Wahl offenbart, daß unser Historiker nicht zu den seltsamen Käuzen gehört, welche einen Unterschied zwischen poetischen und prosaischen Stoffen machen. Alles ist poetisch — je nachdem. Das hängt von dem Manne ab, der seine Hand auf etwas legt. Theodor Mommsen stammt, wie sein Freund Theodor Storm, aus Schleswig—Holstein. Er ist also Niederdeutscher und gehört einer Rasse an, die sich, wie selten eine, auf die Poesie der schlichten Prosa und des Alltags versteht. Bei ihr verbirgt sich unter einer scheinbaren Ruhe und einem Leben in schwerfällig harter Zucht eine finstere Leidenschaft, die zur gelegenen Zeit mürrisch und furchtbar zum Durchbruch kommt. Mürrisch und furchtbar — aber ohne alle Gesten, ohne heroischen Aufputz. Darum ist auch gerade dieses äußerlich heroische Gebaren, wie jede Seite seines Buches uns lehrt, dem Niederdeutschen Theodor Mommsen tödlich verhaßt.

Unter seinen wuchtigen Streichen fällt der Aufputz der römischen Geschichte, wie er aus den letzten Zeiten der römischen Republik der Nachwelt

überliefert wurde, und von dem sich selbst ein Barthold Georg Niebuhr ¹ nicht völlig befreite. Wir alle kennen den Livius und seine Anekdoten von unerhörter Römertugend. Wir haben den älteren Brutus und den Konsul Torquatus zu bewundern, weil sie ihre Söhne aus »Römerpatriotismus« enthaupten ließen. Und wir sind verpflichtet, entzückt zu sein, weil gefangene, römische Offiziere, die vom König Pyrrhus zu einem Volksfest nach Rom beurlaubt werden, ihr Ehrenwort getreulich einhalten und zur rechten Zeit wieder zurückkehren. Die hübschen Erzählungen von Papirius Cursor und Fabius Rulliaenus, von Decius Mus und Valerius Corvus finden wir noch immer nicht nur in unseren Schulbüchern. Auch der energisch kritische Niebuhr konnte sich nicht entschließen, kurzerhand alles auszujäten, wie Mommsen es tut, der für die meisten dieser tugendstolzen Geschichtchen keine Silbe übrig hat. Nur an einer Stelle meint er bissig, daß die Bewunderung, welche die späteren Römer jenen worthaltenden Offizieren zollten, kein Ehrenzeugnis für diese Offiziere war, sondern nur ein Zeichen der Nichtswürdigkeit der Nachkommen. Mommsen weiß, daß diese Erzählungen am Ausgang der Republik in den Rhetorenschulen der römischen Stoa zusammengebraut wurden und gegen die stoische Philosophie kehrt sich sein ganz besonderer Ingrimm. Bekanntlich umgab sich der Stoiker mit einem Panzer oder vielmehr mit einem dicken Fell, welches die Stöße des Lebens nicht mehr spürte. Das ganze System lief also auf eine Abtötung der Leidenschaften hinaus, auf eine Moralaskese, gegen die sich natürlich eine Künstlernatur erbittert aufbäumt. Jede Künstlernatur tut das, ganz gleichgültig, ob sie das Pathetische und Dekorative oder das Schlichte und Innige liebt. Mommsen aber liebt eben nur das Schlichte und lehnt jede Dekoration zürnend ab. Daher hat er doppelten Grund zum Haß gegen die Stoa, die sich ja, trotz aller Abstumpfung, in gespreiztem Pathos gar wohl gefiel. »Sinnlich und sittlich ohne Leidenschaft« — mit diesen Worten bricht er den Stab über den jüngeren Cato, den letzten Republikaner und großen Gegner Cäsars, der sich nach der Schlacht bei Thapsus, als es mit der Republik zu Ende war, zu Utika in sein Schwert stürzte. Wohl muß Mommsen zugeben, daß Verstand in Catos Tod war, mehr Verstand als in seinem Leben. Aber unhöflich genug bleibt er bei der Behauptung, daß dieser letzte Republikaner zwar eine tragische Gestalt, aber auch ein Don Quijote und ein Narr war. Er macht sich über diesen kühlen, jungen Gelehrten lustig, welcher als ein Tugendmuster durch die Straßen der sündigen Hauptstadt wandelte und die neue Zeit dadurch einleitete, daß er, wie weiland König Romulus, kein Hemd auf dem Leibe trug. Dieser »Prinzipiennarr« ließ sich durch das Beispiel seines Urgroßvaters hypnotisieren, jenes Zensors Cato, welcher der erbitterte Feind der Scipionen und der Karthager gewesen ist. Aber, wie Mommsen feststellt, war dieser Urgroßvater doch ein ganz anderer Kerl als der, den die römische Stoa nach dem Vorbild seines Enkels aus ihm herauszudrecheln suchte. Dieser ältere Cato war ein zornmütiger, greiser Bauer, der sich freilich oft mit Borniertheit dem Zeitgeist entgegenstemmte, dafür aber mitten im Leben stand, nicht die Zeit mit philosophischen Systemen verdarb, und Schwert und Pflug meisterlich zu handhaben wußte. Diese Schilderung ist von Wichtigkeit, weil sie offenbart, was eigentlich den Dichter—Historiker am alten Römertum unwiderstehlich fesselt. Nichts weiter, als diese altfränkische, äußerlich nüchterne und doch tiefstarke Leidenschaft, die sich in volkstümliche Zucht fügte und sich so einfach und untheatralisch wie

1 Niebuhr - Barthold Georg Niebuhr, deutscher Historiker, seinem Wirken ist es zu verdanken, daß sich die Geschichtswissenschaft aus den Fesseln der Philosophie, der Philologie, der Rechtswissenschaft und der Staatswissenschaft zu einer eigenständigen Wissenschaft befreite. † 1831

nur möglich gab. So stark entwickelt ist diese Sympathie bei Mommsen, daß sogar Subalternnaturen, wie der alte Marius, welcher in den Bürgerkriegen mit sinnloser Bestialität gewütet und gemordet hat, noch einige Gnade vor seinen Augen finden. Er hält daran fest, daß dieser Mann ursprünglich eine kernbrave Natur war, und er rühmt die sinnlich rohe Bauernleidenschaft des Marius gegenüber der kalten Leerheit des hölzernen Pompejus, dieses »langweiligsten aller nachgemachten großen Männer«. Marius war eben ein echter, wenn auch verlorener Sohn des Römervolkes, welches gerade in seinen ersten Jahrhunderten diese gebundene und gefesselte, gewaltige Leidenschaft am meisten offenbarte. Theodor Mommsen zeigt eine verhaltene und leidenschaftliche Bewunderung für diese Nation und diesen Senat, welche mit unwiderstehlichem Gesamtgefühl den aufstrebenden Einzelnen, allen Glanz und Überschwang, in die gemeinsame Zucht zurückzwangen, welche sogar in den sozialen Revolutionsstürmen aus der ersten Zeit der Republik Gesetzlichkeit bewahrten und endlich, trotz der gewaltigsten Siege, immer ganz schlicht blieben, ohne Ostentation und ohne Dekoration. Das alles mußte er aber bei den Hellenen gründlich vermissen. Wohl gab es auch in Hellas, wenn man mir den Ausdruck erlaubt, einst eine niederdeutsche Epoche, die sich in den Seegeschichten der Odyssee und im Staatswesen der dorischen Spartaner kräftig niederschlug. Jedoch früh schon kam die Welt der Formen und des schönen Scheins obenauf, und mit ihr die Aristokratie des Geistes und bis zu einem gewissen Grade auch die freie Persönlichkeit. Diese reichen Ausstrahlungen der griechischen Seele mußten ihr natürlich viel von der zusammengeballten, dumpfen Leidenschaft benehmen und ebenso von der schlichten Einfalt. Wo schöne Form ist, da ist auch Dekoration, und wo die freie Persönlichkeit zur Geltung kommt, da muß sich früher oder später auch Pose einstellen. Theodor Mommsen hat in seinem Geschichtswerk reichlicher, als ihm lieb ist, Gelegenheit, das Bild des späteren, entarteten Hellenentums zu zeichnen. Da muß er feststellen, daß die hellenische Wissenschaft zur Afterwissenschaft geworden ist, die hellenische Beredsamkeit zur Maulfertigkeit, der hellenische Scharf- und Tiefsinn zu spitzfindiger Dialektik und endlich das hellenische Kunstgefühl zur hohlen Ausschmückungssucht eines maitre de plaisir ¹. Nun liegt es aber in der Natur der Sache, daß die späteren Ausartungen im Keim von Anfang an gewesen sind, daß sie der Schatten waren, den man noch sehen konnte, als die Sonne hellenischer Kunst und Weisheit in der Mittagshöhe stand. Dieser Schatten, scheint es, war unserem Historiker immer fatal. Mommsen empfand tief und innig den Reichtum der hellenischen Kunst und die Armut der römischen. Auch hielt er sich von der Torheit Niebuhrs vollkommen fern, der in Alexander dem Großen nur einen Phrasenhelden sehen wollte. Nein, Theodor Mommsen weiß die welthistorische und auch die poetische Größe des Mazedonierkönigs voll auf zu würdigen — Cäsar ist ihm lieber.

Dieser Zug zum Schlichten und Alltäglichen und zur scheinbaren Prosa, hinter welcher doch eine solche Fülle keuscher und herber Poesie verborgen liegt, ist freilich dem neunzehnten Jahrhundert eine vertraute Erscheinung. Vertraut ist sie besonders den jungen Poeten der modernen Schule, die also nicht unrecht hätten, wenn sie den berühmten Geschichtschreiber für sich in Anspruch nehmen wollten. Aber Mommsen dürfte die Gemeinschaft ablehnen. Wir wollen lieber sagen, daß der Schüler Goethes, der Freund Theodor Storms und Bewunderer von Eduard Möricke, besser die Poesie der Alltäglichkeit zu würdigen und zu schildern verstand, als die meisten Geschichtschreiber vor ihm und nach ihm. Das unleugbare Verdienst, diese Poesie in

1 maitre de plaisir - Zeremonienmeister

die Geschichtschreibung hinübergeführt zu haben, begründet darum allein keinen Anspruch des Historikers auf ästhetische Originalität. Höchstens wäre bewiesen, daß er verständnisvoll mitten in der Entwicklung des Jahrhunderts stand, welches der Theaterbeleuchtung immer überdrüssiger wurde und immer mehr nach Wirklichkeit und schlichter Innigkeit strebte. Doch hat er aus dieser Entwicklung eine Schlußfolgerung gezogen, die, soweit ich sehen kann, ganz allein ihm gehört, es aber verdiente, in einen allgemeinen Kanon der modernen Ästhetik aufgenommen zu werden.

Zu allen Zeiten ist der schlichte Wirklichkeitssinn als Rückwirkung gegen eine konventionell gewordene Ideendichtung aufgetreten. Er stellt sich mit beiden Füßen fest auf die Erde, und alles, was nach Gedanken und Spekulation riecht, wird mit leidenschaftlicher Heftigkeit und beschränktem Mißtrauen fanatisch zurückgewiesen. »Abstrakt« — das ist das Kunstwort und zugleich das Todesurteil, welches der auf eine schlicht niederdeutsche Poesie eingeschworene Kritiker für die Gedankendichtung immer bereit hält. Wobei er durchaus keinen Unterschied zwischen aufgeputzten Trivialitäten und originalen, aus tiefster Seele herausgewachsenen, lebendig fortwirkenden Gedanken macht. Trotzdem aber liegt gerade dieser realistischen Poesie eine gewisse Art von Abstraktion besonders nahe. Sie hat einen Punkt, wo sie sich mit dem Rationalismus berührt, und zwar gerade immer dann, wenn der Rationalismus schon platt und moralisch geworden ist. Die schlichten Existenzen, die diese Poesie schildert, können genau so wenig wie andere Menschen ohne feste Begriffe von Mein und Dein, von Recht und Unrecht durch das Leben kommen. Nur passen sich diese Begriffe der Fassungskraft einfacher Menschen an und kristallisieren sich, von aller Phantasie und Tiefe befreit, zur unpersönlichen, schnell fertigen, weltbekannten Philistermoral. Aber man lebt nicht ungestraft unter Philistern und Idyllen. Darum konnten sich auch in früherer Zeit die realistischen Erzählungen von der lieben, alten Moral und Plattheit nie ganz freimachen. In der Gegenwart ist die Stimmungskunst so hoch entwickelt, daß das Moralische dagegen nicht aufkommt. Die Dichtung gewinnt ja dadurch, aber die Lebenswahrheit nicht, und die Perspektive wird gründlich verschoben. Zweifellos ist der milde Glanz, welcher die Gestalten realistischer Idyllen umkleidet, weit häufiger eine persönliche Zutat des Dichters, als ein der Erzählung und diesen Personen innewohnendes Element. Zu viel Stimmung, Sonne und Humor ist darin, und zu wenig verbissene, handgreifliche Moral, als daß diese Personen ganz echt sein könnten. Wenn es also schon für einen frei formenden Dichter bedenklich erscheint, die moralische Weltanschauung der Personen, die er schildert, beiseite zu lassen, so ist es für einen Historiker einfach unmöglich. Theodor Mommsen war verpflichtet, sich auch auf die Moral, das ist die Religion, des römischen Volkes einzulassen. Die Art, wie er sich zu ihr stellt, ist höchst bemerkenswert. Er hat, könnte man sagen, die Poesie der Moralabstraktion entdeckt.

Scheinbar gibt es nichts Dürreres oder Öderes als die römische Religion, als dieser uralte Aberglaube Latiums, den Bauern ausgesonnen haben, die zugleich schlaue und habsüchtige Kaufleute waren. Nicht die leiseste Spur von hellenischer Phantasie und Spekulation ist hier zu finden und auch nichts von dem überirdischen Schauer und der mächtigen Mystik der semitischen Religionen. Die Götter der Römer sind nichts weiter als Begriffe und Allegorien von so durchsichtiger Allgemeinverständlichkeit, daß sie auch der simpelste Bauernschädel vollkommen begreift. Mit eiserner Energie wird darauf gehalten, daß diese Begriffe ihre Reinheit bewahren und sich keine poetisch—menschliche Hülle, kein sinnfälliges Bild um sie legt. Und auch daß sie nicht

in die abgründige Tiefe und den Nebel einer weltumspannenden Spekulation versinken. »In Rom spekuliert niemand als der Bankier,« bemerkt Mommsen mit argem Witz. Wie stark dieser allegorische Trieb war, wird man ermessen können, wenn man hört, daß die Römer, als sie zur Silberwährung übergingen, flugs einen neuen Gott schufen, den »Silberich«, der nun seinem älteren Kollegen »Kupferich« als überlegener Genosse zur Seite trat. Vollkommen und durchsichtig war auch das Verhältnis der Sterblichen zu diesen Göttern. *Do, ut des*¹ — weiter gar nichts. Ich opfere Dir, ich bin Dir gehorsam, und dafür verlange ich als mein gutes Recht, daß Du mich belohnst. Du forderst freilich etwas viel von mir und darfst Dich nicht wundern, wenn ich jeden Buchstaben unseres Vertrages genau prüfe, ob er mir eine Erleichterung und Gelegenheit zur Wortklauberei gewährt. Aber niemals fällt es mir ein, den Vertrag zu brechen und mich meinen Verpflichtungen, wenn sie nur schwarz auf weiß auf dem Papier stehen, entziehen zu wollen. Also, o Staats— oder Hausgott — sei auch Du vertragsgetreu! Wer in dieser Religion Poesie entdeckt, der, so scheint es, muß ein Mann sein, welcher sich durch den Anblick kaufmännischer Wechsel zu lyrischen Gedichten begeistern läßt. Warum aber nicht? Auch in einem kaufmännischen Wechsel kann eine unendliche Summe menschlicher Leidenschaft aufgespeichert liegen: menschliche Begehrlichkeit, die mit stiller, heimlich bebender Folgerichtigkeit zum Ziele schreitet, menschliche Not, die mit gewaltigem Ringen dem drohenden Ruin entgegenwirkt, und endlich menschliche Dankbarkeit, wenn der Ruin abgewehrt und ein heißersehnter Besitz glücklich errungen ist. Wie man längst gelernt hat, daß auch ein Fallissement² poetisch ist, oder das erbärmlich heroische Ringen einer Milchfrau, die sich und ihren Kindern Tag für Tag das nackte Leben erobert, so entdeckt Theodor Mommsen die Poesie der römischen Religion. Er gibt zu, daß Griechenland in dieser Beziehung Unsägliches vor Rom voraus hatte, und er schreckt davor nicht zurück, nackt und klar das Wesen und die Armut der römischen Religion bloßzulegen. Aber mit Hohn spricht er von den Leuten, die diese Religion wegen ihrer Durchsichtigkeit und Klarheit für flach halten. Er fühlt das Herz heraus, welches hinter diesen nüchternen Einrichtungen klopft, und sein geschärftes Ohr vernimmt deutlich das Grollen und Zittern einer entsetzlichen Furcht, einer wilden Begehrlichkeit und einer schlichten, innigen Dankbarkeit. Wieder also fesselt ihn die dumpfe, gezügelte und mächtige Leidenschaft, die in ganz nüchternen Formen verkapselt liegt. Aus ihr, aus dieser nüchternen Moralallegorie, schöpft er die einfache, allgemeinverständliche, gewaltige Poesie, für die im stolzen, aristokratischen Menschenhimmel von Hellas natürlich kein Raum war.

Überhaupt scheint hier der Punkt zu liegen, wo der Ethiker und Ästhetiker Mommsen sich miteinander berühren und miteinander verschmelzen. Genau die gleiche Einfachheit und gleiche Zucht, welche sich aber zu tatkräftiger, »schwerer und trauriger« Leidenschaft verdichten soll, begehrt der Dichter und der Sittenlehrer Mommsen von uns. Während er, soweit der Ästhetiker in Betracht kommt, den Individualismus, die freie Persönlichkeit vollauf würdigen kann, wird der Ethiker gegen sie oft genug ungerecht. Es wimmelt in seinem Werk von Vorwürfen gegen die Genußsucht, gegen die Leichtfertigkeit, sogar gegen die Emanzipation der Frauen — gegen die entfesselte Persönlichkeit. Freilich ist er zu sehr scharfblickender Historiker, um dieses notwendige Stadium der Entwicklung nicht vollauf zu begreifen. Trotz-

1 *do ut des* - (lat.), Ich gebe, damit Du gibst. Ursprünglich im Verkehr mit den opferempfangenden Göttern gebraucht, wurde die Redewendung Grundsatz im Vertragswesen - jede Partei leistet in Erwartung der vereinbarten Gegenleistung.

2 F. - Bankrott

dem kann man deutlich durchfühlen, daß ihm dieses ganze Wesen so unsympathisch wie nur möglich ist, und daß er gerade deshalb nicht nach Griechenland gegangen ist. Gebundene Leidenschaft, gezügelte innige Begehrlichkeit — das etwa dürfte die Formel für die ethische und ästhetische Weltanschauung Theodor Mommsens sein. In formaler Hinsicht folgt daraus eine Vorliebe für das Ebenmaß, für jene Kunstform, die sich nicht in charakteristischer, persönlicher Gestaltung auslebt, sondern vollkommen auf der Normallinie bleibt und hinter allgemeinverständlichen, sorgsam abgetönten Formen und Farben den Riesendrang der gefesselten Leidenschaft fühlen und ahnen läßt. Da ist zum Beispiel der große Imperator Cäsar, ein geborener Herrscher, der die Menschen zwingt, wie der Wind die Wolken. Also eine Persönlichkeit allerersten Ranges, von der man behaupten darf, daß sie anders ist als die meisten Sterblichen und sich hoch über den besten Durchschnitt erhebt. Was aber ist das Unterscheidende und Entscheidende dieser gewaltigen Persönlichkeit? Worin offenbart sich die Grenzlinie, welche dieses Genie von der großen Masse trennt? Auf diese Frage muß uns der Historiker vollkommen die Antwort versagen. Denn Cäsar, obgleich Genie, unterschied sich in keiner einzelnen Eigenschaft von seinen Zeit—, Volks— und Standesgenossen. Er war Römer, nur Römer, und trotz sorgfältigster Zergliederung erscheint es unmöglich, in seinem Wesen etwas herauszuspüren, was sich nicht auch bei anderen Männern dieser Zeit findet. In Cäsar sind nur alle diese Eigenschaften zur Geniehöhe emporgesteigert, wobei es schlechterdings unmöglich wird, den Punkt herauszufühlen, in welchem sein Persönliches und Geheimes, eben sein Genie, sich mit den typischen Eigenschaften des Römertum:s zu einem runden Ganzen verschmilzt. Und so gilt von diesem ersten und doch einzigen Imperator in noch höherem Grade, was von der römischen Republik gilt: Das Alltägliche und Gezügelte erhebt sich zu berauscher Poesie durch die dahinter verborgene Leidenschaft und Geisteskraft. Indem sich diese Leidenschaft in eine nüchterne, typische Hülle gleichsam verkriecht, wird die Normallinie eingehalten und jene ebenmäßige Schönheit hervorgebracht, die man in den Tagen Goethes seltsamerweise den Hellenen zuschrieb. Doch schon die früheste Geschichte der tief erregten und tief zerrissenen griechischen Stadtgemeinden muß dieser Annahme widersprechen. Nicht nur Maß, Ordnung und Klarheit herrschte, sondern nicht minder häufig, vielleicht häufiger, Taumel, Raselei, Mystik und trübe Ausschweifungen. So paradox es klingt, es bleibt doch wahr, daß Mommsen, eben weil er sich nach einer ebenmäßigen, sogenannten »griechischen« Schönheit sehnte, nach Rom gegangen ist und nicht nach Griechenland. Gelegentlich, wenn er Alexander und Cäsar vergleicht, meint er wohl, daß der poetische Takt der Völker recht daran tat, sich mit dem Sohn des Philippus zu beschäftigen und den unpoetischen Römer beiseite zu lassen. Einer aber, dem es an poetischem Takt durchaus nicht fehlte, ein Niederdeutscher, hat sich lieber an den Römer gehalten und hat diese gewaltige Gestalt mit erstaunlicher Dichterkraft und erstaunlicher Dichterbegeisterung aus dem Grabe wieder heraufbeschworen. Alexander fand nicht seinen Homer und die Geschichtschreiber fälschten ihn zu einem Theaterhelden um. Cäsar aber fand seinen Dichter und seinen Historiker — Theodor Mommsen.

Also Mommsen ging nach Rom, welches ihm näher lag und mehr an seine innerste Natur rührte, als Hellas. Jedoch konnte das nichts ändern an der fatalen Tatsache, die nun mehrfach schon erwähnt wurde. Er fand sich damit ab, wie er konnte. Die ersten fünf Jahrhunderte der Republik werden schlecht und recht erzählt, wobei jener künstliche Mythenaufputz, der ein Erzeugnis der Mache und nicht der Sage war, die denkbar schärfste Kritik erfährt — in-

dem gar nicht von ihm gesprochen wird. Dadurch freilich wird die Gestalten— und Farblosigkeit jener Jahrhunderte noch schärfer hervorgehoben. Gleichzeitig aber schafft sich der Verfasser Raum zu geschlossenen Aufsätzen über »Recht und Gericht«, »Maß und Gewicht«, sowie über die »Religion«, welche alle in die Tiefen des Volksbewußtseins einzudringen suchen, um die geballte Leidenschaft herauszuholen, die in stiller, harter Klarheit alle diese Formen geschaffen hat. So gelingt es dem Dichter—Historiker, schon auf diesen ersten Seiten die eigentümliche herbe Poesie der altrömischen Geschichte mächtig festzuhalten, diese Poesie, die an die norddeutsche Heide erinnert und an einsame, dunkle Nadelwälder, wenn sie sich unter den milden Strahlen der Spätnachmittagsstunde von der heißen Mühe des Tages langsam erholen. Diese allgemeine Abhandlung motiviert Mommsen mit der Erklärung, daß es ihm nicht passe, sich mit den überlieferten Resten von Volkstümern abzugeben, die gleichsam das dürre Laub wären, von welchem man nicht begreife, daß es jemals grün gewesen. Indem er sich von dem dünnen Laub wendet, gelingt es ihm, das wenige Lebendige, welches die Forschung aus jener fernen Zeit herauszuholen vermag, vollkommen zum Ausdruck zu bringen. Wie er hier ohne Gestalten glänzend auskommt, so läßt er sich umgekehrt später durch der Gestalten Überfülle nicht verwirren. In mächtigen, großen und klaren Zügen werden die Punischen Kriege und die Revolutionen geschildert. Den handelnden Personen schaut er in ihre tiefste Seele und weiß sie einzig darzustellen. Er prüft sie auf Herz und Nieren, sie müssen ihm Rede und Antwort stehen, und Talmigrößen bestehen nicht vor seinem Blick. Tief dagegen neigt er sich vor der wirklichen Genialität, auch wenn sie in bedenklicher Nähe von sehr argen, ihm sonst tödlich verhassten Charaktereigenschaften wohnt. So ringt ihm selbst Sulla, dieses blasierte, mörderische Genie, starke Anerkennung ab. Dennoch aber fühlt man das große Unbehagen deutlich durch, welches er über die gestaltenlose Republik der ersten fünf Jahrhunderte und auch über das unnationale, wüste Treiben der genialen Persönlichkeit empfindet. Nur zwei große Erscheinungen sind es, die ihm fast vollkommene Befriedigung gewähren und zu denen die Komposition seines Werkes sichtlich hinstrebt: das sechste Jahrhundert der Stadt Rom und Gajus Cäsar, der große Imperator. Jenes bildet die Peripetie ¹ der ganzen Erzählung, gleichsam den tragischen Hebel, und dieser ist zugleich der Zusammenbruch und der Höhepunkt der ganzen Entwicklung.

Das sechste Jahrhundert Roms erlebte die Überwindung Hannibals und die erste, noch oberflächliche Unterwerfung des Ostens. Dieser Zeitraum brachte die alte, volkstümliche und erdgeborene Politik zum Abschluß und winkte schon sehr merkbar dem neu anbrechenden kosmopolitischen Zeitalter zu. Aber der innerste Kern war noch römisch, und die Berührung mit der neuen Kultur zersetzte vorläufig nicht das nationale Wesen, sondern bereicherte es ². Rom begann sich zu individualisieren und bedeutende Staatsmänner und Feldherren hervorzubringen, die zwar nicht mehr ganz frei von kosmopolitischer Bildung waren, aber im wesentlichen noch alte Römerart bewahrten. Zu diesen Männern gehörten der große Scipio und nicht minder sein verbissener Gegner, Cato der Ältere, der sich trotz aller Knorrigkeit dazu verstand, in die griechische Literatur Einsicht zu nehmen. Und schließlich, was das wichtigste ist, in jener Zeit entstand eine römische Literatur, welche, trotz engster Abhängigkeit von den Griechen und trotz unverkennbarer Män-

1 P, - Wendepunkt, entscheidender Umschwung

2 Da schlägt das Herz des linksgrünen Multikulti-Fans höher, wenn er das liest. Gottlob ist aber Multikulti gescheitert.

gel, einen frisch nationalen Zug und eine relative Schaffenskraft offenbarte. Nur muß man sich vor Vergleichen hüten und keinen rein ästhetischen Maßstab anlegen. Der einflußreichste Dichter der Epoche, Quintus Ennius, schrieb damals seine so hoch gefeierten Jahrbücher, welche nichts mehr und nichts minder bezweckten, als die römische Geschichte zu einer Ilias zu verarbeiten. Die großen Kriege dieses Jahrhunderts gaben dem Dichter einen willkommenen Anlaß, die ganze Götterwelt des Olympos aufzubieten. Wo nur ein schlichter Prätor oder Konsul in der Schlacht mit einem Keltenführer zusammenprallte, wurde dieser Kampf sofort in Versen geschildert, die nichts waren, als eine wörtliche Übersetzung aus der Ilias. Auch fehlte es nicht an pythagoreischer Naturphilosophie und heftiger Polemik gegen religiösen Aberglauben. Kurzum, in diesem Werk herrscht ein schreiendes Mißverhältnis zwischen Inhalt und Form; es ist ein wüster Brei, aus den entgegengesetzten Elementen zusammengeknetet. Mit Bitterkeit und nur zu großer Berechtigung kennzeichnet Mommsen den Ennius als den Erzeuger jenes Bastardkindes von Epos und Geschichte, das nicht leben und nicht sterben kann und bald als Äneide, bald als Henriade in der erschreckten Welt herumspukt. Aber des Ennius größter Nebenbuhler, Naevius, den unser Historiker den ersten Römer nennt, welcher den Ehrennamen eines Dichters verdient, hat es mit seinem unmythologischen, schlicht geschichtlichen Epos nicht besser gemacht, da er dem Hundetrab der Reimchronik verfiel. Ferner ist das vielgerühmte Lustspiel des Plautus nichts weiter als eine vergrößerte und in der Komposition heillos verpfuschte Nachbildung des Atheners Menandros. Diese schweren Mängel fühlt Mommsen mit der ganzen Empfindlichkeit eines anspruchsvollen Kunstkritikers und sagt sie mit unerbittlicher Ehrlichkeit. Gleichzeitig aber entwickelt er eine fast moderne Ästhetik von innen heraus, so daß uns diese sonderbaren Poeten plötzlich in einem ganz neuen Licht erscheinen. Wohl war Ennius kein Homer. Aber er war ein kühner, geistreicher, genialer Mann, den eine heilige Sehnsucht beseelte, die hellenische Dichtung nach Latium zu verpflanzen. Die spröde, lateinische Sprache und das unpoetische Römervolk kamen ihm dabei in keiner Weise entgegen. Der Römer besaß weder innere poetische Anlagen, noch auch eine bemerkenswerte formale Kultur. Diese hatte Ennius in erster Linie zu schaffen, und er besaß die ungeheure Verwegenheit, die kunstvollen Rhythmen der Hellenen, wie sie in seiner Seele klangen, auf eine Sprache zu übertragen, welche bisher nur das gänzlich unbeholfene, saturnische Vermaß hervorgebracht hatte. Immer wieder betont der Historiker die Kühnheit dieses Versuches, den Glaubenseifer und heißen Künstlerdrang, der solchen Versuchen zugrunde lag. Diese Betrachtungsweise, die sich zunächst nicht um das Resultat kümmert, sondern teilnahmstief den künstlerischen Kraftaufwand und das drangvolle Bestreben des Wegebahners beachtet, mutet uns modern und persönlich an. Wenn Ennius von diesem Standpunkte aus gut wegkommt, so noch unendlich mehr Naevius, der in der Tat zu jenen Poeten gehörte, die mehr noch durch das, wonach sie ringen, Bedeutung haben, als durch das, was sie nebenher auch schaffen. Dem durch die Griechen und die großen Dichter neuerer Zeit verwöhnten Ästhetiker kann freilich die Reimchronik des Naevius unmöglich genügen. Aber die Sachlage ändert sich sofort, wenn wir hören müssen, daß überhaupt kein römisches Geschichtswerk, nicht einmal in Prosa, bisher vorlag, und daß es ganz unerhört war, ein Epos ohne Mythologie zu wagen — daß also der Dichter für einen riesenhaften, neuen Stoff eine nicht minder riesenhafte, neue Form suchte. Derselbe Naevius wagte es, statt der Götter und Halbgötter von Hellas die Konsuln und Prätores Roms auf die Bühne zu bringen. Wohl mußte

im Altertum, dessen Poesie nur in der Zeit des dunklen Werdedrangs der Nationen erwachsen ist, ein Bestreben wie dieses vollkommen scheitern. Doch schon die Kühnheit dieses Versuches, und die geniale Ahnung, daß das mythenarme Rom den mythenreichen Hellenen sein geniales Staatswesen entgegenstellen müßte, genügt für Mommsen, um den Naevius als echten, wahren Dichter zu bezeichnen. Die junge Schule der modernen Poeten kann ihm darin nur beistimmen. Diese Ästhetik von innen heraus, diese tiefe Würdigung des Dichterdranges ist dem jungen Geschlecht von heute aus der Seele gesprochen. Theodor Mommsen geht so weit, jenen Männern das Recht zu ihrem gewaltigen Dichterstolz zuzuerkennen, welcher den Ennius laut verkünden läßt, daß er den Sterblichen das Feuerlied aus tiefster Brust kredenze, und den Naevius, daß mit ihm der Ruhm römischer Rede erloschen sei. Dieser Stolz erscheint unberechtigt, sobald man die bleibenden Resultate in Betracht zieht, aber sehr berechtigt, sobald die eingesetzte Kraft und das titanische Ringen in Anschlag kommt. Darum gehört dieses Kapitel über die römische Literatur des sechsten Jahrhunderts zu den schönsten Partien des gesamten Werkes. Der Verfasser ist hier am meisten über sich selbst hinausgegangen und doch am meisten er selbst. Hinausgegangen, weil er sonst nichts weniger als ein Individualist ist, sondern eine jener Naturen, die vor allem die Leistung prüfen und, um eine solche Leistung zu erlangen, vor Zwang und straffer Zucht nicht zurückschrecken. Schwerlich hätte er sonst gerade zum Römervolk sich hingezogen gefühlt. Aber gleichzeitig waren diese Dichter und Politiker der Hannibalschen Zeit die ersten vollblütigen, lebenswarmen Gestalten, die ihm auf seiner langen Wanderung durch sechs Jahrhunderte endlich aufstießen. Und diese Menschen waren noch nicht übermütig, noch nicht blasiert, noch nicht kosmopolitisch, sondern jugendlich naiv und, trotz hellenischer Einflüsse, von Nationalgefühl erfüllt. Diesen Brauseköpfen konnte der gestrenge Ästhetiker und Sittenrichter schon manches zugute halten. Sonst ist das Mommsens Art gar nicht. Ein geistreiches und verwegenes Experimentieren, das höchstens in Technik und Formgebung schöpferisch wirkt, ist diesem soliden Niederdeutschen gewöhnlich ein Greuel. Beweis das Donner- und Hagelwetter, welches nachmals über ein so großes Talent wie Cicero herniederprasselt.

Mit dem sechsten Jahrhundert der Stadt Rom ist der Höhepunkt der republikanischen Entwicklung überschritten. Blutrot geht die Sonne nieder, während Waffenlärm und Mord, greulvolle Bürgerkriege die Welt erfüllen. Hier reift die darstellende Kraft des Historikers zur Meisterschaft, indem er mit leichter Hand und leisen Strichen die verschiedensten Stimmungen in dreifacher Schichtung übereinander türmt. Zunächst wird das große Sterben geschildert, der vollständige Zusammenbruch eines gewaltigen, monumentalen Staatsgebäudes, an welchem viele Jahrhunderte machtvoll gemauert haben. Verzweiflung, Angst, Entsetzen, sinnlose Wut, gigantischer Frevel und ekelhafte kleinliche Nichtswürdigkeit führen einen tollen, farbenprächtigen, schauererregenden Hexensabbat auf, von welchem wir atemlos kaum einen Blick verwenden. Und doch keimt gleichzeitig die Ahnung, daß dieses Chaos nicht nur Untergang bereitet, sondern auch ein neues Leben, eine neue Nationalität, welche Humanität ist, und ein großes verbrüderndes Weltreich. Aber diese stille Ahnung wird doch niemals zu einem wirklich jauchzenden Hochgefühl, weil uns gar bald die tief melancholische Erkenntnis überschleicht, daß dieses neue Leben doch keinen neuen Tag und keine funkelnde Sonne bedeutet, sondern ein langes, langes, müdes Abendrot — bis endlich und unwider-ruflich die tiefste Nacht hereinbricht. Wir hören das Waffenklirren der Bür-

gerkriege und sehen die Adler der Kaiserzeit schon vor den Legionen, während die Erde leise zittert unter den Tritten unzähliger Völkerscharen des fernen Nordens, die bestimmt sind, diesen ganzen Kulturboden einst zu überschwemmen. Bürgerkriege, Kaiserreich, Völkerwanderung! Die Stimmung oder wenigstens Ahnung dieser drei Erscheinungen durchweht die letzten Bücher des Werkes, welche in kunstvollem Aufbau von Gajus Gracchus zu Gajus Cäsar den Zusammenbruch und auch die scheinbare Wiedergeburt schildern. Aber dem Verfasser ist nicht wohl dabei. Ihn schmerzt, daß er von der alten, urwüchsigen Republik für immer scheiden muß. Dieses Weltbürgertum, diese Abendröte der antiken Kultur ist ihm verhaßt, besonders in jener ersten Zeit der frischen, glühenden Farben, welche den Unkundigen mit dem Scheine eines neuen Lebens täuschen. Er liebt das Alexandrinertum der römischen Literatur nicht, welches unter Augustus seinen Höhepunkt erreichen wird, und Cicero, der Vorläufer dieses Zeitalters, erfährt seinen ganzen Ingrim. Der vierte Band der römischen Geschichte, welcher die eigentliche Kaiserzeit zu behandeln hätte, ist bis heute nicht herausgekommen ¹. »Der vierte Band erscheint später.« Wir warten freilich schon etwas lange — bald vierzig Jahre. Gewiß enthält die römische Kaiserzeit eine Fülle historischer Probleme und psychologischer Rätselfragen, deren Ergründung wohl ein ganzes Menschenleben erfordert. Möglich, daß Theodor Mommsen noch immer über diese Fragen brütet ² und sie langsam in sich ausreifen läßt. Aber ich glaube es nicht. Ich glaube, der Künstler in ihm, der Dichter des Schlichten und Gebundenen, schreckt davor zurück, diese alexandrinische, hohle und glänzende Kultur vor uns zu entrollen, nachdem es ihm gelungen ist, die keusche und gewaltige Schönheit der alten Republik als unvergängliches Bild in unsere Seele einzugraben. Höchstens in der Verwaltung der Provinzen bewahrte das kaiserliche Rom noch etwas von der alten Tüchtigkeit der Fabier und Scipionen. So schuf Mommsen einen fünften Band, welcher die römischen Provinzen von Augustus bis auf Diokletianus schildert. »Auch untergehend ist es noch die alte Sonne.« In diesem Band sind eben die letzten, fernen Nachwirkungen der Republik enthalten und nicht etwa das Kaiserreich. Bezeichnend dafür ist, wie Theodor Mommsen sich mit Cäsar abfindet, den er doch so überschwenglich bewundert und gleichsam als die höchste Verkörperung des Römertums betrachtet. Trotzdem bekommt er es fertig, mit der Schlacht bei Thapsus Schluß zu machen. Die ferneren Schicksale Cäsars gehen ihn nichts an — weder die hochdramatische Schlacht bei Munda, noch die Ermordung im Senat, noch der blutige Bürgerkrieg, der über dieser Leiche sich anhebt. Bis zur Schlacht von Thapsus war eben Cäsar einer von den letzten Republikanern, nach derselben ist er der erste Monarch — der Geschichtschreiber hat nichts mehr mit ihm zu schaffen.

Theodor Mommsen wurde am 30. November 1817 zu Garding in Schleswig geboren. Sein Vater war Prediger und sicherlich hat dieser Umstand auch auf den Geist des Sohnes bildend eingewirkt. Vielleicht gehörte der Alte zu jenen theologischen Dogmatikern, die in straffer Kirchengzucht und strammem Buchstabenglauben völlig aufgingen. Dann hätte der Sohn von ihm die Liebe zur Zucht und Ordnung erworben, aber auch, als Gegenwirkung, die Fähigkeit zur Poesie und die hohe Stimmungskunst. Sollte der Alte aber gar ein Mystiker gewesen sein, dann hat der Sohn sicherlich noch viel kräftiger darauf reagiert. Sein beißender Haß gegen Überschwang und jede Ekstase läßt

1 Nach Wikipedia wurden 1992 Mitschriften seiner Vorlesungen über die röm. Kaiserzeit veröffentlicht

2 Der Essay ist 1897 erschienen. (Fußnote des Erstherausgebers)

in der Tat vermuten, daß er darunter gelitten und dagegen gekämpft hat. So spottet er über die hochentwickelten Etrusker, die nicht maßhalten konnten, und verurteilt bitter politische Parteien und Sekten, die sich durch Unklarheit oder auch durch Roheit bemerkbar machen — die Antisemiten zum Beispiel. Diese Abneigung ist so außerordentlich, daß der Mensch hier über den Historiker siegt, welcher ganz darauf verzichtet, solche Erscheinungen zu begreifen und zu erklären. Jedenfalls ist diese eigenartige Mischung von derb gesundem Menschenverstand und tiefer, poetischer Empfindung vollkommen erklärbar, wenn wir wissen, daß dieser Mann aus protestantischer Predigerfamilie und zugleich aus dem echten Niederdeutschland stammt. Mommsen hat sich auch mit der Politik mehrfach beschäftigt, und zwar nicht nur in späteren Jahren, als Abgeordneter, sondern schon zu Anfang seiner Laufbahn, als politischer Redakteur in Rendsburg und als Professor in Dresden, wo er an der Revolution von 1848—49 einen lebhaften Anteil nahm, welcher seine Absetzung zur Folge hatte. Aber der Revolutionär Mommsen war nicht echt. Im Grunde gehörte er zu der gleichen Art, wie Julian Schmidt, wie Gustav Freytag, wie Heinrich von Treitschke. Diese Männer wollten eine aufgeklärte, liberale Regierung haben, aber zugleich eine straffe, zügelfeste, aus dem historischen Boden langsam herausgewachsene Regierung — ein höheres Bürgertum mit aristokratischer Färbung. Etwas Ähnliches wollte Bismarck, nur daß er zu diesem Ziel den umgekehrten Weg von rechts nach links zurücklegte. Alle diese Versuche sind jedoch mißlungen. Theodor Mommsen ist, ebenso wie Bismarck oder Treitschke, *ein gescheiterter Tory*¹. Wenn sich aber die meisten dieser Gescheiterten in die Reaktion flüchteten, so verharrete Mommsen auf seinem Standpunkt. Jene Fähigkeit, auch noch im gemeinverständlich Abstrakten Poesie zu finden, mochte ihm dabei zu Hilfe kommen. Sie bewahrte ihn vor der Sehnsucht nach einer konkret greifbaren Vergangenheit, die einen Treitschke und wohl einen Bismarck zuweilen übermannte. So ausgerüstet war Mommsen berufen, wie selten einer, die Geschichte der römischen Republik zu schreiben. Denn die alten Römer in ihren Stärken und Schwächen waren durchaus ein Volk von freien und ernsten, sich selbst regierenden Torys. Und darum ist diese fernabliegende, römische Geschichte in Geist und Form auch viel moderner geworden, als die deutsche Geschichte Heinrich von Treitschkes.

1 Tory - konservativer Politiker in England

LUTHER UND LOYOLA

S elten genug lassen sich die tausendfältig verknüpften Begebnisse des geschichtlichen Lebens auf ihre besonderen seelischen Wurzeln zurückführen. Eigentlich nur dann, wenn ein geschichtlicher Erneuerer gleichsam wider Willen zu seiner Rolle gelangt. Nur seiner ganz persönlichen Herzenssache wollte er Ausdruck geben, seiner schwer errungenen Überzeugung — und muß nun mit Staunen bemerken, daß er Tausenden, ja Millionen seiner Landsleute aus dem Herzen spricht und sie zu machtvollen Taten begeistert. Das geschieht selten und eigentlich zum letzten Male geschah es im sechzehnten Jahrhundert. Die lutherische Reformation und die Gegenreformation des Ignatius von Loyola sind beide in weit höherem Maße als sonst dem persönlichen Leben ihrer Urheber entsprungen. Beide gelangten zu ihrer Weltanschauung erst nach furchtbaren Kämpfen in der einsamen Klosterzelle. Aber grundverschieden für beide waren der Ausgangspunkt und die Motive dieser Kämpfe, die sich unter den gleich herkömmlich—mittelalterlichen Formen der Ekstasen und der Visionen abspielten.

Der Knabe Luther verriet noch nichts von dem künftigen Riesen. Er war eine weiche, phantasievolle Natur, und die tiefen Wunden, die die furchtbar strenge Zucht seiner Kinderjahre ihm ins Gemüt grub, wollten so bald nicht vernarben. Er wurde bedrückt und verängstigt und zitterte bei jedem Schritt und Wort, ob er damit nichts Böses täte und den Zorn des Stockmeisters über sich heraufbeschwöre. Sein Vater, so erzählte er, habe ihn wegen einer »tauben Nuß« einmal blutig geschlagen. Die Folge war, daß er glaubte, ein todeswürdiges Verbrechen begangen zu haben, wo es sich nur um taube Nüsse handelte. Daraus ergab sich, wenigstens für die Kinder— und Knabenjahre, eine starke Menschenscheu, die Sucht zum Grübeln und Phantasieren, und ein heißes Sehnen nach einer reicheren froheren Heimat. Die nun fand er, wie es scheint, in der sinnberückenden Herrlichkeit des katholischen Gottesdienstes. Sein ganzes Leben hindurch erinnerte er sich eines Christusbildes, das den Welterlöser als zürnenden Richter darstellte und zu dessen Pracht der Knabe bewundernd emporschaute. Später aber schwand ihm Pracht und Farbe, und es blieb nur der zürnende Richter. Wieder erwachte die Angst vor dem Stockmeister, und in den Ohren lag ihm der furchtbare Spruch: »Du sollst vollkommen sein wie dein Vater im Himmel.«

Wie aber konnte er das? Die Vorschriften des mosaischen Gesetzes, das dieses Vollkommenheitsideal aufstellte, schienen ihm unerfüllbar. Musterhaft keusch hatte er als Student in Erfurt gelebt; aber das genügte ihm noch nicht. Denn es hieß doch: Du sollst keine bösen Begierden mehr haben. Die aber hatte er, vereinzelt, sinnliche Regungen der Lebenslust und der Weltfreude. Das war für ihn Sünde, für die anderen kaum taube Nüsse. Luther stellte aber die höchsten Anforderungen und war selbst mit den lieben Heiligen noch lange nicht zufrieden. So hatten sich einst der heilige Gallus ¹ und der heilige Bonaventura ², um sündige Anfechtungen des Fleisches zu überwinden, in eiskalten Schnee gestürzt oder in brennende Nesseln. Luther aber fand keinen Gefallen daran, denn er meinte, daß heilige Männer, wie diese, solche Anfechtungen überhaupt nicht haben dürften. Ihm galten eben schon viel leichtere

1 St. Gallus - lebte im 6. / 7. Jahrhundert; Mönch, Einsiedler, wirkte am Bodensee, Patron von St. Gallen, Schutzheiliger der fieberkranken

2 Giovanni Bonaventura - lebte im 13. Jahrhundert, förderte die Bettelorden, Franziskaner-general, Patron der Theologen

Regungen als schwere Sünde. Ferner aber begann der Geistesstarke und Kämpfer in ihm zu erwachen. Er fühlte Haß und Zorn, Persönlichkeitsstolz — lauter Dinge also, die der christlichen Vollkommenheit wenig entsprachen. Wenn er aber nicht vollkommen wurde, wie der Vater im Himmel, dann kam die ewige Verdammnis; es kam der rächende Christus seiner Kinderjahre, der ihn zum Höllenpfehl hinabstieß. Der junge Luther, der nachmals so heldenstarke, hatte eine entsetzliche Furcht vor dem Tode. Mit Riesenkraft rang er nach jener ihm vorschwebenden, höchsten Vollkommenheit, die einem endlichen Menschen, und noch dazu einem so ausgeprägten Temperamentsmenschen, ewig unerreichbar blieb.

Eine ganz andere Kindheit und Jugend als der deutsche Bauernsohn hatte der spanische Edelmann zu durchleben. Zwar ist uns aus der Frühzeit des Don Inigo Lopez de Recaldo ¹, geboren auf Schloß Loyola, nur sehr Spärliches, höchst Unzuverlässiges überliefert. Ganz genau aber kennen wir die Umgebung, wo er aufwuchs. In jenen Tagen war Don Quijote noch keine lächerliche Figur, und das Buch von Amadis von Gallien ² war das Lieblingsbuch der machiavellistischen Staatsmänner und willensgewaltigen, nüchternen Heerführer. Ein wilde Sucht nach Weltherrschaft vereinte sich mit tollgewordener, asketischer Erregung und einer schwärmerischen Marienbetung. Diese Soldaten und Staatsmänner waren durch die Schule der alten Römer gegangen. Sie lernten von ihren politischen Lehrmeistern jenen furchtbaren Wirklichkeitssinn, der das Herzerschütterndste und das Gemeinste mit gleich kühler Ruhe in seine Rechnung stellte, und die vollendete Bedenkenlosigkeit, die sich durch keine Vorurteile und Völkerrechte von der rücksichtslosen Verfolgung des politischen Vorteils und des politischen Gegners zurückschrecken ließ. Dazu kam noch eine gewaltige Willensstauung und Kraftanspannung der Seele, die so etwas wie legendären Römerpatriotismus erzeugte. Auch der spanische Edle konnte den heißgeliebten Bruder oder Verwandten, der des Blutes in seinen Adern vergaß und zum Verräter wurde, erbarmungslos niederstechen. Aber in dieses so irdische, so begehrlische und düstere Leben glänzte mit überschwenglicher Farbenpracht die katholische Romantik. In einem Meere von Licht verwischten sich die Grenzen zwischen Welt und jenseits, Symbol und Wirklichkeit. Der Spanier bewies eine erstaunliche Gewandtheit in der Verwechslung des Subjektiven und des Objektiven. Was nur Schwärmerei und Traum war, ging in die alltäglichen, halb konventionellen Formen seines wirklichen Lebens über, und diese willensgewaltigen Selbstlinge wandelten sich in zärtliche, girrende Schäfer, in gleichsam heilige Genußmenschen um. Umgekehrt wieder übertrug sich auch ihr furchtbar angespanntes Kämpferleben, die Eroberungs— und Herrschsucht, auf die zarte und feine Welt der Romantik. Der Andersgläubige wurde mit einer Wut, mit einem Haß und einer Willenskraft bekämpft, verfolgt, vernichtet, als wäre er Hannibal und bedrohte die Vaterstadt.

Daß auch der Edle von Loyola genugsam vom spanischen Heldentum besaß, bewies er in jenem Kampfe gegen die Franzosen, der seine schwere Verwundung und den Abgang von der Ritterbühne herbeiführte. Doch scheint dieses Heldentum gewöhnlich geschlummert zu haben, da die leichtere Schwärmerei der Romantik und des Frauenkultus seinem Naturell weit mehr entsprochen haben — wenn man auch annehmen muß, daß die Berichte, um einen Kontrast zum späteren Paulus zu gewinnen, den Saulus gar gewaltig

1 s. a. "Die Jesuiten" von Eduard Duller auf http://www.welcker-online.de/Links/link_925.html

2 Amadis von Gallien - ein vielgelesener Ritterroman, Erstdruck 1508

übertrieben. Jedenfalls, soweit ein Spanier leichtsinnig sein konnte, war der Ritter Loyola leichtsinnig. Ganz genau wissen wir, was ihn zur plötzlichen Wendung seines Lebens bestimmte: die Liebe zum Ruhm, der brennende Ehrgeiz. Darüber lassen die Berichte gar keinen Zweifel. Da er kein großer Soldat werden konnte, so doch wenigstens ein großer Heiliger. »Wie, wenn ich werden könnte, was Sankt Franz und Sankt Paul gewesen sind!« Darüber grübelte er oft auf seinem Krankenlager, wenn er in den Legendenbüchern las. Und schwerlich hat er jene wollüstigen Heiligen, die ihren Anfechtungen mit Kuren à la Doktor Eisenbart zu Leibe gingen, so hart wie Luther beurteilt. Der Spanier wird diesem Heroismus nur zugestimmt haben und der Gedanke, ob er das auch könnte, mochte ihm dabei durch die Seele fahren. Mit jugendlichem Feuer stürzte er in die neue Laufbahn, wobei ihm die alten Erinnerungen und Symbole noch eine Strecke weit das Geleit gaben. Wie ein Page vor dem Ritterschlag, hing er seine Waffen in die Kirche und hielt eine Nachtwache ab. Er wollte nach Jerusalem, zur Bekehrung der Ungläubigen, und vor seinen Augen schwebte ein himmlisches Jerusalem, die Gottesstadt, wo der Herr Christus zum Kampfe wider den bösen Feind die Mannen scharte. So etwa hatte sich einst in den Wäldern Germaniens der Helianddichter ¹ das Wirken des Himmelskönigs vorgestellt. Nur trugen die himmlischen Heerscharen des alten Sachsen eine höchst ungefüge Gefolgsmannsrüstung, während der Ritter Loyola seine Jesustreiter mit ein wenig Höflichkeit und Romantik umkleidete.

Hier aber hatte er umzulernen. Sein neuer Stand hatte doch andere Formen. Die Zucht im Kloster war straffer und schärfer als im Heere des Herzogs Alba oder Prinzen von Parma. Für romantische Träumereien und weltmännische Lässigkeit blieb kein Raum, und nicht einmal den körperlichen Anforderungen des neuen Standes war der Bekehrte gewachsen — wenigstens nicht, wenn er ein großer Heiliger werden wollte. Wohl mochte auch das Sündenbewußtsein in dem nachmals heiligen Ignatius wühlen und bohren. Aber den vornehmsten Anteil an seinem Kummer hatte doch der enttäuschte Ehrgeiz. Er verzweifelte, daß seine Kräfte zum Lebensideal eines asketischen Heiligen ausreichten. Auch Luther hatte einst verzweifelt — aber da handelte es sich um mehr als nur um einen Heiligen. Luther wollte vollkommen werden wie der Vater im Himmel, keinen Haß und Zorn, keine böse Begierde mehr spüren. Der wirkliche Heilige aber muß solche Begierden stets mit sich herumtragen, um sie zu bekämpfen. Luther wollte eben etwas ganz Vollkommenes *sein*, Ignatius es immer nur *werden*. Der eine wollte wirken durch sein Wesen, der andere durch seine Taten und Werke. Die Tat ist aber immer nur ein Produkt aus Mensch und Außenwelt, und niemals, wie das Wort oder Empfinden, ein Erzeugnis des ungetrübten Inneren. Und schließlich, was eine Tat wert ist, darüber entscheidet doch immer nur die Menge, die Gesellschaft, die öffentliche Meinung — die heilige Kirche. Darum war für Ignatius, den Ehrgeizigen und Verzweifelnden, die Lösung eigentlich schon gegeben, als er für sein Tun und Streben Ehre und Anerkennung bei den Berufenen fand. Und der erste, der ihn anerkannte, war sein Prior, welcher ihm ernstlich jede weitergehende asketische Anstrengung untersagte. Der mönchisch—fromme Vorgesetzte verriet [vertrat ?] also die Meinung, daß sein Untergebener schon alles getan hätte, um Ehre und Heiligung vor seinem Gott zu erlangen, und daß jedes Übermaß von Übel wäre. Welcher Balsam für das Herz des Verbitterten! Er gewann wieder sein Selbstvertrauen und erklärte nun kurzerhand alle Ge-

1 Heliand - umfangreiche karolingische Stabreimdichtung über das Leben des Jesus von Nazareth

sichte, die ihn ängstigten, für Teufelswerk und höllische Versuchung. Was ihm aber süß einging, entzückende Erscheinungen und Offenbarungen, das waren fortan Eingebungen des Himmels, eine gerechte Entlohnung seiner asketischen Taten. Ignatius brauchte die Mutter Kirche, die ihm Anerkennung spenden und ihn zum Heiligen stempeln sollte. Ferner brauchte er die fromme Werkätigkeit des Mönchtums und der Orden, weil er ja auf diesem Gebiet seine Schlachten schlug. Aber zugleich mußte er, um nicht ins Hintertreffen zu geraten, darauf dringen, daß die Anforderungen, die man an die heiligen Männer stellte, vermindert und den Bedürfnissen eines Kulturmenschen der ausgehenden Renaissance besser angepaßt würden. Darum wurde er in ganz logischer Folge Begründer jenes berühmten Ordens, der die asketischen Ideale durch klassische Lehrtätigkeit und einen weitgehenden Einfluß auf das Weltleben ersetzte und die Kasuistik in der Moral erschuf. Aber Ignatius wurde doch noch viel mehr — der Begründer der modernen, romanischen Kultur, die vor allem eine Kultur des Standes und der Gesellschaft ist, und die alten Formen und Überlieferungen, trotz aller Milderung und Verfeinerung, mit erstaunlicher Zähigkeit zu wahren weiß. Spanien zwar erschöpfte sich im Kampf um diese neuen Formen, doch auf Frankreich ging der Segen von Loyolas Arbeit über. Ohne ihn kein Bossuet, kein Corneille und Racine, kein Sonnenkönig und selbst keine bureaux d'esprit.

Luther hatte es nicht so leicht. Ihm konnte die Anerkennung einer heiligen Kirche und öffentlichen Meinung nicht genügen. Er wollte ja kein Heiliger werden, sondern — ein Gott. Nicht etwa ein germanischer Heidengott, kein Wotan oder Thor, sondern — er, der Berserker, ein milder, demütiger Christengott. Schließlich fand er die Erlösung im Glauben an seinen Herrn und Heiland. Was aber heißt das? Jedesmal, wenn Luther im brennenden Gefühl seiner Ohnmacht die Posaunen des jüngsten Gerichts erschallen hörte und vor ewiger Verdammnis zitterte, versenkte er sich in das hochheilige Evangelienbuch, in die Kapitel vom liebevollen Gotte, der zum schwachen Menschen geworden war, um durch seinen Kreuzestod die Sünden der Erdenkinder hinwegzuheben. Und das sollte umsonst gewesen sein? fragte sich der grübelnde Mönch. Dieses Opfer wäre vergebens gebracht? Unmöglich, nimmermehr, schrie es in ihm auf. Nein, der Heiland war nicht umsonst gestorben — auch für ihn nicht. Er brauchte sich nicht zu quälen und zu martern — ihm war vergeben durch den Kreuzestod. »Sündige nur tapfer,« sagte Luther einst in wegewegener Stunde. Er war, was er war, und überließ sich fortan seiner Persönlichkeit. So wurde in ihm damals jener metaphysische Individualismus und die germanische Kultur geboren.

HEINRICH VON TREITSCHKE ALS POLITIKER

Treitschkes eigentliche Entwicklung fällt in die Zeit, welche ungefähr durch die Jahre von 1848 und 1870 begrenzt wird. Dieses Zeitalter war das epische des neudeutschen Volkslebens, im Gegensatz zu der vorhergehenden, überschwenglich lyrischen Epoche. »Episch«, weil im Wesen des Epos eine gewisse Gebundenheit liegt, eine Abhängigkeit von der Umwelt, von Stand, Leben und Sitte, in welche man hineingeboren. Aber es ist nicht etwa eine unfreiwillige Abhängigkeit, die nur mit Zähneknirschen ertragen wird, eine Kette, die man duldet, weil man sie nicht zerreißen kann — sondern eine innige, leidenschaftliche, fast fanatische Abhängigkeit. Eine solche gebundene Natur verlegt all ihre Hoffnungen und Wünsche, ihre eigensten Herzensregungen in die Dinge der Umwelt, an deren Fortbestand und Erhaltung ihr fortan nicht nur aus Wünschen des Verstandes, sondern auch des Gemütes gelegen ist. Wo einmal ein solcher Einklang zwischen dem Einzelgefühl und der Volkssitte vorhanden ist, da besteht auch der Boden für das Aufblühen der epischen Dichtung. Dann nur entspringt die möglichst allgemeingültige Darstellung der Außenwelt einem gemütlichen, poetischen Bedürfnis. Dieses ganz unbefangene, epische Behagen, die ruhige, frohe Bejahung eines solchen Zustandes war freilich dieser Zeit durchaus nicht beschieden. Man machte es damals wie ein Genesender, der die Gesundheit, die er noch nicht hat, begeistert preist. Die Unzufriedenheit der früheren Jahre hatte sich nicht vermindert, da ja auch ihre Ursachen mit den Zuständen weiter bestehen blieben. Nur nüchterner war man geworden. Man wollte sich nach der Decke strecken und erst einmal die Verhältnisse gründlich kennen lernen, ehe man sie verbesserte. Das war ohne Zweifel sehr vernünftig, und alles wäre recht gut und schön gewesen, hätte man nur verstanden, diese Nüchternheit streng zu bewahren und stets dessen eingedenk zu bleiben, daß das treue Erfassen der Außenwelt nur das Mittel zu einem Zwecke war, welcher eine völlige Umwandlung eben dieser Außenwelt bedingte und begehrte. Eine solche scharfe Trennung aber ging wider die Einheitlichkeit der menschlichen Natur. Gar bald wurden die Umrisse des Verstandes von Gemütsströmen durchzogen und gleichsam neu geboren zu einem selbständigen, eigenen Leben, das nicht mehr nur Mittel zum Zweck war. Wie sich damals die materialistischen Philosophen, die Vogt, Büchner und Moleschott, in den Stoffwechsel und Kreislauf des Lebens förmlich verliebten und ihm so begeisterte Lieder sangen, wie nur jemals irgendein Spiritualist seinem Gott und seiner unsterblichen Seele, so, gerade so, machte es der Nationalverein und die Partei der Gothaer auf politischem Gebiet. Vielen von ihnen war Preußen ursprünglich nur ein notwendiges Übel gewesen, eine Tatsache, die sie nun einmal nicht übersehen konnten. Bald aber verband sich auch die Neigung des Herzens mit der politischen Einsicht, Das war kein Wunder, denn es lag etwas im preußischen Staate, das diesem Hange zu einer gemütvollen, episch straffen Bindung an die Wirklichkeit ganz besonders entgegenkam. In dem Preußen jener Tage war das Heer, der Soldat in blauem Tuch, noch sehr volkstümlich, und mit verschwindenden Ausnahmen schwärmten auch die getreuen Untertanen für den jeweiligen Landesvater. Das heißt, das Volk umfasste die Zustände, unter denen es lebte, mit seinem ganzen Gemüt und fühlte sich warm und behaglich darin. Darum mußte dieser Staat auf ähnlich veranlagte, auf epische oder nach dem Epischen strebende Gemüter eine große Anziehungskraft ausüben. Denn diese

epische Grundstimmung, das Behagen an der gegenwärtigen Wirklichkeit, war das Ergebnis der Ernüchterung nach dem Revolutionssturm. Damals gab Julian Schmidt die Losung aus, daß der Roman das deutsche Volk aufzusuchen habe, wo es sich in seiner ganzen Tüchtigkeit zeige, bei der Arbeit — aber nicht etwa bei der Fabrikarbeit, bei den Kämpfen und Leiden des unseßhaften Proletariers, der ja damals als eine politische und gesellschaftliche Macht noch gar nicht in Betracht kam. Gemeint war vielmehr jenes ehrenwerte, tüchtige Kleinbürgertum, welches in engen Kreisen sich wacker mühte und trotz aller Gebundenheit vom freudigen Gefühl seines Wertes tief durchdrungen war. Diesem hat Freytag in »Soll und Haben« ein würdiges Denkmal gesetzt. Überhaupt ist es bemerkenswert, daß erst damals eine deutsche Romandichtung entstand, welche sich mit der anderer Länder vergleichen konnte und Anspruch auf literarischen Wert hatte.

In dieser Luft nun ist Treitschke aufgewachsen. Sie wirkte tief auf ihn ein, weil sie vielen Seiten seines Wesens vollkommen entsprach. Als Sohn eines Soldaten und hohen Offiziers liebte er die straffe Disziplin und hasste die »radikale Zuchtlosigkeit«. Auch finden sich in seinen Schriften immer wieder heftige Schmähungen gegen die »abstrakte, journalistische Bildung«. Denn im geistigen Leben bedeutender Menschen suchte er vor allem nach dem Niederschlag des Stamm— und Volkscharakters, nach dem »Erdgeruch«, wie er es nannte. So ist er zu Heine, den er hasste oder zu hassen glaubte, doch immer wieder zurückgekehrt. Denn der Rheinlandsduft im Buch der Lieder hatte es ihm eben angetan. Er selbst fühlte sich stolz als Obersachse und widmete dem gleichfalls obersächsischen Lessing mehr als einmal Worte begeisterter Huldigung, aus denen die hohe Freude über die gemeinsame Landsmannschaft deutlich hindurchklang. Trotzdem aber wurde Treitschke seiner angestammten Heimat auf lange entfremdet, denn er war zu groß für sie. Sein starkes, ursprüngliches Naturell empörte sich gegen die kleinstaatliche Misere. Aber dieser Geist mit seinem Hunger nach anschaulicher Volkssitte und seinem Bedürfnis nach Zucht und Autorität war nicht befähigt, ein rein ideales Deutschland auszusinnen. Daher wurde ihm Deutschland ganz und gar eins mit Preußen, welches er sich zu diesem Zweck, ein wenig, nicht allzu sehr, idealisieren mußte. Mit besonderer Liebe und Hingabe verweilte er darum immer bei der Zeit der Freiheitskriege, wo sich in der Tat das »alte, starre, kriegerische Preußentum« und die »moderne, deutsche Bildung« zu einem wirksamen Bündnis zusammengefunden hatten. Auch seine stete Verherrlichung Friedrich Wilhelms III., so sehr sie auf Rechnung der politischen Absicht seines Werkes zu setzen ist, entsprang doch zugleich tieferen, persönlichen Beweggründen. Ganz gewiß brachte das Zeitalter der Restauration und der Karlsbader Beschlüsse dem damaligen Preußen nicht viel Ehre ein — soweit die große nationale und auch die Freiheitsfrage dabei in Betracht kam. Aber in der Regierung und Verwaltung des Landes wirkte sich doch ein großer Fortschritt aus. Eine gediegene und wirklich tief gebildete Beamten-schaft schaffte in treuem, redlichem Bestreben für den alten Preußenstaat, dessen Überlieferungen sorgsam gepflegt wurden. Ebenso entwickelte sich damals ein tüchtiges, solides, kenntnisreiches Bürgertum, das doch, sogar im spottlustigen Berlin, mit alter, patriarchalischer Treue an seinem König hing. Das Zeitalter der Bayrne und Altenstein. Leopold v. Ranke, auch ein solcher eigenartiger, kleinbürgerlicher Aristokrat, wirkte damals in Berlin neben Hegel, der gerade die systematische, straff disziplinierende Seite seiner Philosophie energisch herauskehrte. Kurzum, es war eine gewisse Weite in dieser traulichen Enge, ein fröhliches Schweifen trotz gebundener Lebensform — ein

episches Zeitalter, das der Anlage Treitschkes, der durch und durch Gemütsmensch war, ganz besonders zusagen mußte. Darum fand er für den Vater des alten Kaisers Wilhelm Worte einer freudigen, fast überschwenglichen Anerkennung.

Wie aber mußte sein Herz erst schlagen, als das Jahr 1870 herannahte. Ihm konnte das nur eine Wiederholung der schönen Zeit von 1813 sein. Er sah hier die gleiche, enge Gebundenheit im Verein mit den kühnsten Entwürfen des Genius, die gleiche, elementare Leidenschaft im Bunde mit einer tiefen, patriarchalischen Innigkeit. Wenn wir uns die wirkenden Männer des großen Krieges näher betrachten — sie alle hatten etwas von dem Erdgeruch und gemütvoller patriarchalischer Schollengebundenheit trotz ihrer welthistorischen Taten. Vor allem galt dies von dem alten, stillen und pflichttreuen König und seinen beiden Schwerthelfern, den Grafen Moltke und Roon. Diese beiden waren trotz ihrer hohen Begabung korrekte preußische Offiziere, die langsam und stetig, ohne Stürme und Sprünge, ihre Wege gemacht hatten. Sie wurzelten fest in ihrem Stande und Staate und ordneten sich leicht und willig dem Gesamtwohl unter. Aber auch der gewaltigste unter ihnen, der leidenschaftliche Temperamentsmann Bismarck, der wahrhaftig nicht zu denen gehörte, die sich gern unterordneten, war gleichfalls ein durchaus epischer Genius. Ein märkischer Junker, dessen Kraft im Boden wurzelte, der nicht, wie Alexander und Napoleon, aus einem zum anderen Volk, aus einer Klasse in die andere hinüberspringen konnte. Ohne Zweifel war und ist Bismarck, wie eben jedes Genie der Tat, eine Gewaltnatur, die das Bedürfnis fühlt, immer der Erste zu sein, zu herrschen und zu gebieten. Aber wohlgemerkt, der Erste nur als Untertan.

Wer könnte sich den Fürsten als einen ehrgeizigen Thronprätendenten ¹ vorstellen, als Nebenbuhler seines angestammten Herrschers? Viel mehr liegt in seinem Wesen ein Stück vorrevolutionärer Beamtenart, welche ihm wohl einen Widerstand im Ministerrat und in Zeitungsartikeln gestattete, aber keine große, parlamentarische Opposition vor aller Öffentlichkeit. Damals aber, vor fünfundzwanzig Jahren, dachte er überhaupt noch nicht an Opposition. Das Zeitalter Wilhelms I. war ein konservatives Zeitalter. Ein tüchtiges, gründliches und pietätvolles Bürger— und Beamtentum trug emsig schaffend, in Stunden, Minuten und Jahren, Steinchen und Steinchen herbei, bis sich plötzlich, überraschend für die Werkmeister selbst, ein gewaltiger Bau erhob. Einem Manne, wie Treitschke, mußte dabei schlechthin das Herz aufgehen. Hier sah er, wie eine tüchtige, stille, ehrliche Arbeit und eine strenge, staatliche Zucht, der sich selbst der Genius unterordnete, Größeres und Dauernderes vollbrachten, als zu Anfang des Jahrhunderts das ungeheure Stürmen des Welteroberers. Diese große Erfahrung entschied Treitschkes Schicksal. Fortan war er Preuße mit Leib und Seele und vergewaltigte, was sich in ihm noch Antipreußisches regen mochte.

Wie so oft, war auch hier schließlich das Mittel zum Zweck geworden. Man hatte das Neue aus dem Bestehenden entwickeln wollen und man endete damit, dieses Bestehende für sich selbst zu schätzen und zu lieben. Nur daß der Umschwung in den Gemütern an der Folgerichtigkeit der Tatsachen nichts ändern konnte. In dem neuen Reich, selbst bei mäßig liberaler Gesetzgebung, vermochten sich die alten Lebensformen länger nicht zu behaupten. Deutschland trat nunmehr erst voll in den Welthandel ein und erlebte seinen großen, industriellen Aufschwung. Das war nur wünschenswert, und in früheren Zeiten hatten selbst die preußenfreundlichsten und kleinbürgerlichsten

1 T. - jemand, der Ansprüche auf den Königsthron erhebt

Patrioten die wirtschaftliche Minderwertigkeit Deutschlands bitter genug empfunden. Aber alles kam zu schnell, zu unerwartet. Bei den Freiheitskriegen zum Beispiel lebte die Erwartung, daß sie bald kommen würden, von der ersten Stunde an in der Masse des Volkes, das dann, im rechten Augenblick, die Regierungen mit sich fortriß. Da war nichts Unorganisches, Überhastetes, und keine unlauteren Kräfte konnten sich in diese große Bewegung hineinmischen. Ganz anders im Jahre 1870. Aus der resignierten Stimmung, die sich nach dem Scheitern der Revolution ergab, war die Generation zu Ende der sechziger Jahre noch nicht herausgekommen, wenn auch der schlimmste Kleinmut schon wieder zu weichen begann. »Wir werden es nicht mehr erleben, aber unsere Enkel« — dieses Gefühl war damals weit verbreitet. Nun kam ganz unerwartet, überraschend und überwältigend plötzlich die Erfüllung. Die Folge mußte ein allgemeiner Rausch sein, eine gänzliche Verschiebung aller Verhältnisse, schließlich der Zusammenbruch des Gründerjahres. Mit lebhaften Farben schilderte Fürst Bismarck in einer Reichstagsrede vom 9. Oktober 1878 die neuen Verhältnisse und ihre Gefahren. Er sprach von dem Freizügigkeitsgesetz und der Abschaffung der Paßpflichtigkeit, durch welche plötzlich in den großen Städten eine ungeheure, bewegliche Arbeitermasse erzeugt wurde. Er sprach ferner von der Gärung der Geister, und daß in Neu—Deutschland nur jenes Wort des Faust, welches Weib, Kind und Besitz, die Hoffnung und vor allem die Geduld verfluchte, noch Geltung zu haben scheine. Ohne solche Güter aber dünkte einem Bismarck und einem Treitschke das Leben nicht mehr lebenswert. Gerade das Bewegliche im Geistes— und Gesellschaftsleben der Nation war ihnen, den episch Gebundenen und in dieser Gebundenheit Starken, in tiefster Seele verhaßt. Und gewiß, die unlauteren Geister und Begierden — wer will es leugnen? — wußten die neuen Verhältnisse gar meisterlich für ihre Zwecke auszunützen. Damals hatte der Liberalismus eine große Probe auf die Richtigkeit seiner Weltanschauung durchzumachen. Politisch liberal waren ja vor 1870, mit verschwindenden Ausnahmen, fast alle gewesen. Sogar die Staatsstreich—Regierungen fühlten sich in ihrem Gewissen beschwert und suchten so bald wie möglich Entlastung. Nun aber galt es, die letzten Folgerungen zu ziehen, den freiheitlichen Gedanken zu Ende zu denken. Dieses Zuendedenken ist aber immer unsäglich schwer und gefährlich, für den Auserwählten so gut wie für den Durchschnittsmenschen. In Deutschland wurde es noch dadurch erschwert, daß man soeben erst eine gemütvollere, epische Epoche durchgemacht, wo man die nun einmal bestehenden kleinbürgerlichen Verhältnisse schätzen und lieben gelernt hatte. Von dieser Liebe nun jäh abzuspringen, in den Taumel der Entwicklung hinein — das wäre nicht deutsche Art gewesen. Und so wurden viele der eben erst eifrigst Liberalen konservativ bis zur Übertreibung, während sie zugleich aus ihrer Vergangenheit die Fähigkeit mitbrachten, sich an die Massen zu wenden und sie mit sich fortzureißen.

Bei einer ruhigeren Entwicklung der deutschen Verhältnisse hätte sich vermutlich statt der Neu—Konservativen eine Partei der besonnenen Gemäßigten gebildet. Dazu aber wäre eine notwendige Vorbedingung gewesen, daß man schon vorher das gar zu Veraltete und Feudale in den staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen beseitigt hätte. Ohne allzu schwere Übergangsleiden würde sich das ganz von selbst ergeben haben. Nun aber, bei dieser schnellen Entwicklung, verlor der Gemäßigte und von Natur Liberale vollständig die richtige Schätzung. Nun sah er überall nur wüste Gesellen, »wilde Völkerschaften«, die planlos zerstörten und mordeten. Und in dem Zerstörten sah er unterschiedslos etwas Ehrwürdiges, Gesundes und Heiliges, einen un-

ersetzlichen Verlust für das Seelenleben der Nation. So warf er sich denn mit einem heldenhaften, todestreuen Trotz dem Zeitstrom entgegen. Und tatsächlich gelang es auch dem vereinten Bemühen so vieler starker und hochbegabter Männer, manches zu bewahren und wieder zu erhöhen, was unrettbar dem Untergang verfallen schien. Freilich machten sich dann die schlimmen Folgen bald bemerkbar — zum geheimen Schmerz der Neu—Konservativen selbst, die doch alte Freiheitsregungen nicht vergessen konnten. Das mußte Treitschke erfahren. Er, der jahrelang eine fast orthodoxe Lehre vom christlichen Staat gepredigt hatte, sah sich genötigt, gegen den Schulgesetzentwurf des Grafen Zedlitz Widerspruch zu erheben. Er, der preußischer Hofhistoriograph geworden war und sich immer eifriger und leidenschaftlicher für das streng monarchische Prinzip gegenüber dem parlamentarisch—konstitutionellen ausgesprochen hatte, erlebte so energische Äußerungen eines monarchischen Selbstbewußtseins, daß sich der alte Liberale wieder in ihm regte — und er schrieb jene Charakteristik Friedrich Wilhelms des Vierten, welche ihn beinahe um seine Stellung gebracht hätte. Das war nun der eine Widerspruch in dem neu—konservativen Politiker, aber noch ein anderer steckte in ihm, ein viel schlimmerer. Er war aus Haß gegen die unsichere Menge, gegen das »Demagogentum«, gegen jene plötzlich aufschießenden, zügellosen Begierden, zum Konservativen geworden. Aber hier erwies sich einmal recht sinnfälliger die Übergewalt der Zeitströmung. Wenn man verhältnismäßig ruhig im erbten Besitz steht, ist es nicht sonderlich schwer, Gemessenheit und Zucht, sichere Besonnenheit zu bewahren. Wenn aber dieser Besitz auf das schwerste bedroht ist, wenn sich ein Kampf um ihn entspinnt auf Leben und Tod — nun, dann wird selbst der konservativste Verteidiger zum erbitterten Demagogen. Und wenn dieser Konservative dabei noch einen Zwiespalt in seinem Innern, alte angestammte Regungen zu übertäuben hat, muß er eben doppelt und dreifach in die Lärmposaune stoßen — und das vergrößert nur wieder die Kluft in seiner Seele. Wie wurde Treitschke zum Antisemiten? In den Gründerjahren sah er manch einen jüdischen Kaufmann an unlauteren Gewinnten beteiligt; er sah unter den revolutionären und sozialistischen Sprudelköpfen auch viele jüdische Studenten. Er sah ferner, daß sich die Juden nach ihrer vollkommenen Emanzipation mit großer Beweglichkeit den neuen Verhältnissen anzupassen wußten und einen Bildungs— und Besitzhunger entwickelten, der bei lang Ausgehungerten ja natürlich war, aber einem das Organische und Gesammelte liebenden Geist, wie Treitschke, naturgemäß mißfallen mußte. Schließlich sah er noch, daß sich die entschieden Liberalen und Radikalen, die die letzten Folgerungen ziehen wollten, und dadurch, wie ihm schien, das Demagogentum förderten, auf jüdische Schriftsteller, wie Heine und Börne, beriefen. Und sofort glaubte er in diesen beiden, so wie im ganzen Judentum, den Typus jener abstrakten, journalistischen Bildung ohne Ortszugehörigkeit und Erdgeruch zu sehen, die ihm so bitter verhaßt war. All diese, man kann wohl sagen, unklaren Stimmungen und Verstimmungen veranlaßten ihn dann zu jenen verhängnisvollen Aufsätzen in den Preußischen Jahrbüchern, ohne daß er doch dabei irgendein System des Antisemitismus aufstellen wollte. Schließlich glaubte er, dabei noch immer der alte Liberale zu sein, der einst das Lessingsche Duldungs drama so temperamentvoll verherrlicht hatte. Nur schwere Schäden wollte er andeuten, die seiner Meinung nach eine Besonderheit des Judentums waren. Er wollte die Juden ermahnen, von ihnen streng verlangen, daß sie ihre schädlichen Eigenarten ablegen und im Deutschtum völlig aufgehen sollten. Also im Grunde nichts anderes, als das alte, liberale Programm. Aber — es ist der Ton, der die Musik macht. Treitschke sprach mit

einer Wucht und einer Leidenschaft, mit einem Aufwand von Haß, Zorn und Satire, wie er eben nur ihm zu Gebote stand, — und war hinterher sehr verwundert, wenn die Juden gar unwirsch erwiderten und wenn selbst einzelne, die er schätzen mochte, den gesellschaftlichen Umgang mit ihm abbrachen. Außerdem machten die Juden so gar keine Anstalt, sich zu bessern — wie Treitschke es eben meinte. Das könnten sie nicht, weil jenes episch gebundene, kleinbürgerliche Deutschland, dem sie sich anpassen sollten, gar nicht mehr bestand. Nach dem großen Kriege war Neu—Deutschland ein sehr dramatisches Land geworden. Scharf zugespitzte Gegensätze, schrankenlose Begierden des Erraffens und Festhaltens durchwühlten die Nation bis in ihre letzten Tiefen, und selbstverständlich lag es nicht in der Macht der Juden, diesem Zustand ein Ende zu machen. Sie unterlagen ihm, wie jeder andere Zeitgenosse. Richtig war zwar, daß sie infolge ihrer ganzen Entwicklung seit dem achtzehnten Jahrhundert mehr zur radikal—liberalen Seite neigten, statt, wie Treitschke, zur radikal—konservativen — aber dafür konnten sie schließlich nichts. Sie wollten sich nicht bessern und erwiderten sehr gereizt auf die Angriffe Treitschkes, den sie für einen Antisemiten hielten, bevor er es noch wirklich war. Aber dann erlebte Treitschke noch, daß der Antisemitismus tief in die Massen drang und dort ein Demagogentum fragwürdigster Güte erzeugte. Das gefiel ihm auch nicht. Es ging ihm da wie Johannes Scherr, der, wie mir scheint, es nur seinem frühen Tode zu verdanken hat und teilweise seiner Abstammung aus dem demokratischen Württemberg, daß er nicht auch noch zum Konservativen wurde. Auch an Rosegger könnte man denken, welcher zwar kein Freund der »vom Judentum inaugurierten¹« wirtschaftlichen Entwicklung ist, aber doch auch von der »abscheulichen Judenhetze in den großen Städten« nichts wissen will. Also ein gedanklich widerspruchsfreies, einheitliches Verhalten hat Treitschke auch in dieser Frage nicht erzielt — ebensowenig wie gegenüber der Sozialdemokratie. Gegen diese wandte er sich eigentlich nur mit der verneinenden Erbitterung des Hassenden. In ihr sah er nur jene begehrlische, wallende Menge, das Walten zügelloser Geister, denen jedes Mittel recht wäre. Er begehrte darum Zwangsmaßregeln, Unterdrückung dieser ruchlosen Bewegung. Aber in Fragen der sozialpolitischen Gesetzgebung war Treitschke merkwürdig unsicher und schwankend. Im Herzen, könnte man sagen, blieb er altliberaler Manchestermann, wenn er auch als Konservativer die Staatshilfe nicht gut bekämpfen konnte. Jene tiefere Teilnahme aber für die materiellen Leiden der Menge und das Brüten über dem Problem, wie das Elend, wenn nicht aus der Welt zu schaffen, so doch zu lindern sei, ist dem staatswissenschaftlich geschulten Historiker immer fremd geblieben. Er war eine zu aristokratisch—patriarchalische Natur, zu sehr kleinbürgerlicher Idealist, um der großen sozialen, der »Magenfrage« wirklich näher zu treten. Dazu hätte er Demagoge, mindestens Christlich—Sozialer werden müssen. Das aber wollte er nicht.

So ist Treitschke niemals zu einem widerspruchsfreien Ausbau seiner Gedankenwelt gekommen. Der Zwiespalt, der nach dem Kriege durch das ganze deutsche Leben ging, wurde in ihm besonders scharf ausgeprägt. Aber dennoch ist ein großer, einheitlicher Zug in Treitschkes Leben und Schaffen. Das war eben das Geheimnis seiner Persönlichkeit. In ihm steckte ein Künstler, der die vielen objektiven Widersprüche in seiner Gedankenwelt *subjektiv* vollkommen zu überwinden verstand. Sein Lebenswerk, die deutsche Geschichte, die sich in ihren sachlichen Teilen wohl frühzeitig manch gründli-

1 Inaugurieren - etwas Neues einführen, etwas ins Leben rufen

cher Berichtigung unterwerfen muß, wird als ein subjektives Kunstwerk allezeit zu den Zierden und Schätzen unserer Nationalliteratur gehören.

BISMARCK

EINE PSYCHOLOGIE

Im ersten Bande seiner »Gedanken und Erinnerungen« hat Bismarck zwischen Tatsachenerinnerungen einen merkwürdigen, halb völkerpsychologischen, halb auch wieder praktisch—politischen Aufsatz eingeschoben, der in seiner innigen Vereinigung von objektiver Beobachtung und staatsmännischer Schlußfolgerung fast an die Charakterschilderung erinnert, die einst Cäsar von den Galliern und Germanen entworfen hat. Die »Dynastien« bezeichnet er als die eigentlichen zusammenhaltenden Bindemittel des heutigen Deutschen Reiches. Dagegen sind von Natur die deutschen »Stämme« zur Einigkeit gerade nicht geneigt. Sie würden ohne gemeinsame Dynastie sich trennen und in einzelne Landschaften auseinanderfallen. Freilich ist es in früheren Zeiten umgekehrt auch vorgekommen, daß wieder die Dynastien die Stämme auseinanderrissen und von Natur zusammengehörige zu wechselseitiger, erbitterter Bekämpfung zwangen. Wie immer ging Bismarck auch in diesem Aufsatz von seiner ganz persönlichen Erfahrung und Beobachtung aus und dachte zunächst an den niedersächsischen Stamm, dem er selbst angehörte. Er sagt darüber: »Ich habe stets den Eindruck des Unnatürlichen von der Tatsache gehabt, daß die Grenze, welche den niedersächsischen Altmärker bei Salzwedel von den kurbraunschweigischen Niedersachsen bei Lüchow, in Moor und Heide dem Auge unverkennbar, trennt, doch den zu beiden Seiten Plattdeutsch redenden Niedersachsen an zwei verschiedene, einander unter Umständen feindliche völkerrechtliche Gebilde verweisen will, deren eines von Berlin und das andere früher von London, später von Hannover regiert wurde, das eine Auge rechts nach Osten, das andere Auge links nach Westen bereit stand, und daß friedliche und gleichartige, in Konnubium¹ verkehrende Bauern dieser Gegend, der eine für welfisch—habsburgische, der andere für hohenzollernsche Interessen aufeinander schießen sollten. Daß dies überhaupt möglich war, beweist die Tiefe und Gewalt des Einflusses dynastischer Anhänglichkeit auf die Deutschen.« Bismarck zieht nun aus diesen Sätzen Folgerungen für die Zukunft, die einen ziemlich lebhaften Widerspruch gefunden haben. Das jüngere Geschlecht deutscher Politiker, das das alte Deutschland ja gar nicht gekannt hat, glaubt nicht mehr recht an die Gewalt und Übermacht der Dynastien und ist geneigt vorauszusetzen, daß der rückblickende große Staatsmann die Erfahrungen seiner Anfänge vor fünfzig Jahren gar zu sehr verallgemeinert und nicht ganz mit Recht auf sehr viel spätere Zeiten übertragen habe. Aber mag man diese Sätze und Ansichten von objektivpolitischem Standpunkt aus auch noch so sehr in Frage stellen, — sie bleiben unschätzbar für die persönliche Erkenntnis Bismarcks. Denn er selbst machte diese Erfahrung am eigenen Leibe, er selbst hat in sich diese Unnatur empfunden, daß sein starkes und rassenhaftes Stammgefühl mit der Tiefe und Gewalt seiner dynastischen Anhänglichkeit in einen heftigen Widerspruch geriet, der sich eigentlich nie ganz ausgeglichen hat. Mit diesem Stammgefühl war aber auch sein soziales Empfinden unlösbar verflochten und hatte gleichfalls teil an diesem Widerspruch. Er fühlte sich als treuen Vasallen der Dynastie Hohenzollern und insofern auch als Preußen — zugleich aber als einen Niedersachsen, dem es wie Unnatur erschien, im Interesse seiner Dynastie auf angrenzende Stammesgenossen schießen zu müssen. Freilich hätte er im

1 Konnubium - Ehegemeinschaft

gegebenen Falle ja doch geschossen. Im Anfang seiner Laufbahn entfaltete er die ganze Wucht, Leidenschaft und Ehrlichkeit seiner altpreussischen Königstreue und, sonderbarer Widerspruch, hörte keinen Augenblick auf, sich als einen dem König fast ebenbürtigen Landedelmann zu empfinden, als den Abkömmling einer Familie, die lange vor den Hohenzollern in den Marken saß. Und als solcher Landedelmann hasste er die Beamten des Königs, die Geheime, die preussische Bürokratie. Noch vor der Revolution von 1848 wehrte er sich erbittert gegen die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit¹ des Guts herrn zugunsten des Staates und wies mit zornvollem Hohn die Zumutung zurück, daß, falls Staats— und Privatinteresse miteinander in Widerspruch gerieten, das Privatinteresse gegen eine angemessene Entschädigung zu weichen hätte. Für die ihm abgenommenen Gräber seiner Ahnen, meinte Bismarck, könnte man ihn nun und nimmer entschädigen. Er hatte sich in jungen Jahren im preussischen Staatsdienst versucht und sehr unerfreuliche Eindrücke davongetragen, die seine Abneigung gegen die Beamten des Königs von Preußen erheblich verschärften. Sehr merkwürdig in dieser Beziehung ist sein Urteil über den Landrat sonst und jetzt, das in der Einleitung seiner Memoiren einen breiten Raum einnimmt. Der alte Landrat war mit seinem Kreise fest verwachsen und blieb dort sein ganzes Leben. Zu ihm hatte der Kreiseingesessene Vertrauen, und er war der einzige Vermittler zwischen Regierung und Volk. Er beschloß nach unten die Beamtenhierarchie und nahm zugleich nach oben hin eine ziemlich selbständige Stellung ein. Dieser alte Landrat war der einzige Bürokrat, der vor den Augen Bismarcks am Ende seiner Tage Gnade fand, und der junge Bismarck hat wahrscheinlich gar nicht anders gedacht, höchstens schroffer. Gar keine Gnade fand der Landrat von heute und auch nicht die von seinen Nachfolgern eingeführte Selbstverwaltung. Der Grund ist ersichtlich genug. So ein alter Landrat unterschied sich wohl staatsrechtlich und der Macht nach, gar nicht aber in seinem gemüthlichen und persönlichen Verhältnis von irgendeinem mittelalterlichen Territorialherrscher, der patriarchalisch seine getreuen Untertanen regierte. Die alten Landräte kamen zumeist aus dem preussischen Landadel, aus den eingesessenen Rittergutsbesitzern des Kreises. So blieb diesen Männern wenigstens ein letzter Rest von der alten Gewalt ihrer Ahnen erhalten, die einst als selbständige Erbherren fest auf der Scholle saßen, und mit denen die Askanier, auch noch die ersten Hohenzollern, manchen harten Strauß durchzufechten hatten. Das war alles längst vorbei². Aber der ideelle Stolz, sich trotzdem noch als einen halben Territorialherrscher zu empfinden, als einen kleinen König in seinem Kreis, fand reichliche Befriedigung und verknüpfte den neuen preussischen Beamtenstaat mit der vorhohenzollernschen, mittelalterlich—ständischen Zeit. Darum ist es begreiflich, warum Otto von Bismarck, der ursprünglich zugleich leidenschaftlich königstreu und selbstherrlich—aristokratisch empfand, dem alten Landrat soviel Wohlwollen, um nicht zu sagen Begeisterung, entgegenbrachte. Hier war in der Tat durch das Genie Friedrich Wilhelms des Ersten die Aufgabe gelöst, Standesbewußtsein und Königstreue, Stammes— und Staatsbewußtsein miteinander zu verbinden. Man denke sich einmal Bismarck als Landrat bei Salzwedel. Zunächst wird er alsdann wohlwollend, patriarchalisch, wenn auch mitunter sehr kräftig seinen Kreis verwalten. Er wird vermutlich alle hervorragenden Gutsbesitzer, Gewerbetreibenden und auch genug einzelne Bauern und Handwerker bei Namen kennen, wird über ihre Familienverhältnisse,

1 Patrimonialgerichtsbarkeit -

2 Die Belehnung des Kurfürstentums Brandenburg an Friedrich VI. Von Nürnberg erfolgte 1415

über die Söhne und Töchter, über ihre guten und schlechten Zeiten ziemlich genau Bescheid wissen, und wenn er ihnen einmal einen Rat gibt, dann schöpft er gewiß aus dem Vollen, weil Örtlich—Besonderen. Nun wäre es kaum anzunehmen, daß er dabei nicht manchmal seinen Fuß über die Grenze gesetzt hätte, um vielleicht mit einem jenseitigen Bauern, der zu seinen Kreiseingesessenen in gemütlichen oder geschäftlichen Beziehungen steht, über beiderseitige Interessen wohlwollend zu verhandeln. Das konnte nicht verhindert werden, solange Frieden herrschte, und da bekanntlich der preußische Staat von 1815—1864 im tiefsten Frieden dahinlebte oder vielleicht auch vegetierte, konnte möglicherweise der Herr Landrat während eines ganzen Menschenlebens niemals in Versuchung kommen, zwischen seinem Staats— und seinem Stammesgefühl eine Entscheidung treffen zu müssen. Er waltete dann sein Leben lang wahrhaft als ein Fürst oder Herzog oder Graf, jedenfalls als ein patriarchalischer Lenker und Leiter in seinem Kreise und behauptete gegenüber dem Beamtentum eine charaktervolle Unabhängigkeit. Und neben diesem Rest des ritterhaften Standesgefühls konnte er sich, unbekümmert um politische Grenzen, auch noch eine starke Rassen— und Stammesempfindung bewahren. Beides aber gehörte zu Bismarcks Wesen; er wollte als Edelmann in seinem Lebenskreise an erster Stelle wirken, und zugleich wollte er mit diesem Lebenskreise, mit Stamm, und Rasse, innerlich fest verwachsen sein. Erst in zweiter Linie, und eigentlich als ein starker Widerspruch, kam dann noch eine tiefgehende dynastische Empfindung hinzu, die sich mitunter als viel mächtiger erwies, denn Stamm und Rasse, mit denen sie freilich meistens, so gut es eben anging, eine Vereinbarung und Verbindung einzugehen hatte. Es ist wichtig, diese beiden Seiten Bismarcks, die geschichtliche und die naturhafte, genau ins Auge zu fassen.

Bismarck als Naturmensch — ein ebenso reizvoller wie unerschöpflicher Gegenstand, der zugleich dämonisch wilde und überschäumende, unzerbrechliche Kraft und eine verständig—innige Ehrfurcht in sich einschließt. Wir wissen es ja, von allen Genüssen und derben Vergnügungen des Landedelmannes hat der Junker von Bismarck sein überreichlich Teil genossen und hat sich nichts davon versagt. Er war ein großer Jäger, Fechter, Schwimmer, Esser und Trinker, und in jungen Jahren hatte der tolle Junker bei allen ehrsamem Leuten einen so erschrecklichen Ruf erworben, daß ihm der alte Herr von Puttkamer nur mit schwerem Herzen seine Tochter zur Frau gab. Hierher gehört auch sein Humor und die Einfachheit seiner Lebensführung. Bismarck war niemals ein eigentlicher Lebenskünstler. Er machte einmal die Bemerkung, wer viel Wert auf eine schöne Wohnungseinrichtung lege, der wäre kein guter Esser. Offenbar besaß der märkische Junker viel mehr Verständnis für gute Weine, als für gute Möbel, mehr Begeisterung für ein bequemes, etwas bauernhaftes Wohnhaus, als für einen Palast. Er verachtete nicht nur den phrasenhaften, sondern auch den schönen Schein, und die persönliche Feinheit, die allerdings auch bei ihm, wie bei jedem geistig bedeutenden Menschen, die Blume seines Wesens war, kam, unbewußt und unwillkürlich zum Durchbruch und widersprach eigentlich ganz und gar dem Grundzug der Bismarckschen Lebensführung. In seinem Umgang mit Menschen war Bismarck Demokrat, oder, wollen wir sagen, Republikaner in dem Sinn, wie er dieses Wort selbst einmal von seinem kaiserlichen Herrn gebraucht hat. Damals rühmte er, daß Wilhelm der Erste, ganz im Gegensatz zu den meisten Fürsten seines Ranges, gar nicht geneigt wäre, das Menschliche in sich zu ersticken und sich für etwas anderes zu halten, als andere Menschen. »Der Kaiser ist im Gegenteil Mensch in allen Dingen. Er hat nie in seinem Leben irgend je-

mandem unrecht getan, niemandes Gefühl verletzt, nie Härte empfinden lassen¹. Er ist einer jener Menschen, deren gütiges Naturell die Herzen gewinnt, immer beschäftigt und besorgt um das Wohl seiner Untertanen und seiner Umgebung. Es ist nicht möglich, sich einen schöneren, edleren, lebenswürdigeren und wohltätigeren Typus eines Edelmannes zu denken, mit allen hohen Eigenschaften eines Fürsten und den Tugenden eines Menschen. ... In gewissen Beziehungen hat der Kaiser Ähnlichkeit mit seinem Vorfahren Friedrich Wilhelm, dem Vater Friedrichs des Großen. Die Übereinstimmung zwischen ihnen ist die folgende: der alte König hatte dieselbe Schlichtheit des Charakters, lebte einfach und zurückgezogen, führte ein wahres Familienleben, er besaß alle republikanischen Tugenden. So ist auch unser Kaiser, er ist in allen Dingen so republikanisch, daß selbst der eingefleischteste Republikaner ihn bewundern würde, wenn sein Urteil unparteiisch wäre.« Dieses Bildnis gilt mit einigen kräftigen, aber doch nicht wesentlichen Änderungen auch für Bismarck selbst, und in seinem Wesen lagen noch viel größere Ähnlichkeiten mit dem alten Soldatenkönig Friedrich Wilhelm dem Ersten verborgen. Auch er war in seiner Lebensführung ein schlichter Republikaner, durchaus kein aristokratischer Lebenskünstler, wohl aber der schönste Typus eines Edelmannes, der, wenn er wollte und der Ingrimme nicht in ihm tobte, durch seine Lebenswürdigkeit bezaubern konnte und dabei gar keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Menschengattungen machte, die ihm in den Weg kamen. Oft genug, wenn sich ein Forstassistent nach Friedrichsruh verirrt hatte, wurde er zu der fürstlichen Tafel gezogen, und Bismarck plauderte und scherzte mit ihm, als wären sie die besten Freunde, um freilich nachher, wenn der einfache Gast verschwunden war, ganz naiv zu fragen: »Wer ist der Kerl eigentlich?« Diese Vertraulichkeit und Freundlichkeit konnte aber urplötzlich von einem vulkanischen Zornanfall jäh und erschütternd durchbrochen werden. Aber auch dieser Haß und Hohn war ganz demokratischer Art und machte keinen Unterschied in der gesellschaftlichen oder geistigen Rangordnung seiner Gegner: sein geliebter Herr, der alte Kaiser, bekam sein gutes Teil ab, und irgendeine geistig gänzlich untergeordnete Persönlichkeit, ein harmloser Zeitungsschreiber, genoß die wirklich beneidenswerte Ehre, von dem mächtigsten Staatsmann Europas gehaßt und ernst genommen zu werden. Selten hat ein Mensch so viel und häufig mit Kanonen auf Spatzen geschossen, wie dieser anscheinend so nüchterne, kühle Realpolitiker. Daraus erklären sich die zahllosen Pressprozesse, die er während seiner ganzen Amtszeit anzettelte — mag dabei auch etwas Berechnung mit untergelaufen sein, indem es in seiner Politik lag, über der gegnerischen Presse, deren Macht er keineswegs unterschätzte, fortwährend das Damoklesschwert einer drohenden gerichtlichen Verfolgung schweben zu lassen. Die Hauptsache war doch, er empfand wirklich jeden Mückenstich als wuchtigen Angriff und antwortete planlos und instinktiv mit zerschmetternden Keulenschlägen. Diese jäh, dem Gegenstand ihres Zorns oft gar nicht angemessene Leidenschaft erinnert wieder ganz an den alten Soldatenkönig Friedrich Wilhelm den Ersten, dessen Berserkerwut die Liebe, die sein schlicht—vertrauliches Wesen im Tabakskollegium erwerben mochte, immer wieder in Furcht, Haß oder aufopfernde Ergebung verwandelte. Ein wesentlich nord— und niederdeutscher Zug kommt in der sich überstauenden und überstürzenden, förmlich stammelnden Schwerfälligkeit zum Ausdruck, mit der sich diese Überfülle einer dämonischen Kraft bei einem verhältnismäßig geringfügigen Anlaß mühsam und vulkanisch Luft zu machen strebt. Man

1 Hier wird geflissentlich übersehen, wie Wilhelm 1848 zum Namen "Kartätschenprinz" kam

kann auch sagen, ein echter Bauernzorn, und das um so mehr, weil eben nur ein Mann, der im höchsten Sinn des Wortes mit einem Bauernverstand ausgestattet war, gerade eine solche Inständigkeit und Einseitigkeit des Gefühlslebens in sich großziehen konnte. Weil Bismarck ursprünglich die Welt ganz mit dem Bauernverstand in sich aufnahm, empfand er sie auch mit einem Bauerngemüt.

Diesen Ausdruck »Bauernverstand« hat zuerst Gustav Schmoller ¹ gebraucht, um den innersten Bau von Bismarcks Genialität bis auf das Letzte klarzulegen. Verehrer Bismarcks fanden diese Bezeichnung in Widerspruch mit der hohen geistigen Kultur, die viele von den Briefen und Reden des großen Staatsmannes zweifellos offenbaren. Schmoller aber greift zu weit, wenn er bis zum alten Moralisten Grave zurückgeht, der sehr feine psychologische Beobachtungen über die Ecken und Härten, aber auch über die Vorzüge des Bauernverstandes angestellt habe. Ein anderes Beispiel liegt noch näher und zeigt deutlich, daß allerhöchste geistige Kultur mit dem, was Schmoller Bauernverstand nennt, mehr als gut zusammengehen kann — das Beispiel Goethes. Der junge Gutzkow, der sich als Vertreter eines neuen und vielfach gegensätzlichen Geschlechtes mit dem großen Dichter verehrungsvoll und kritisch auseinandersetzte, behauptete, daß Goethe als Dialektiker schwer begriff, indem er von ihm schrieb: »In der Debatte entfernte sich Goethe nie vom Ziele, stellte Sätze auf und verlangte von seinem Gegenüber solche, die sogleich die objektive Nagelprobe — soll wohl heißen Probe der Erfahrung — bestehen konnten. Mit Thesen, Ober— und Untersätzen, Verwicklungen, Flankenbewegungen, Zirkelmanövern sich weit über die Gegensätze hinauswagen, war seine Sache nicht. Frau von Staël ², mit ihren bizarren Plänkeleien und luftigen Wortgefechten, mit Debatten, die sie nur um der Rede willen begann, und die doch vielleicht der Rede nicht wert waren, machte ihm Not. Er brach das Gespräch ab und wies ihr nicht ohne deutlichen Fingerzeig die Tür.« Dieses bedeutsame Urteil läßt sich mit den folgenden Worten Schmollers über den Fürsten Bismarck vergleichen: »Alle Menschen, die von Jugend auf nur Bücher studierten, schrieben, drucken ließen, vom Schreiben lebten, mit allgemeinen Ideengängen die Welt lenken zu können glaubten, erschienen ihm verdächtig, auf falschen Wegen. Von ihrer Herrschaft die Welt oder wenigstens den preußischen Staat zu befreien, war ihm eine der wichtigsten Lebensaufgaben ... Bei den Beratungen im Staatsrat, wobei ich die einzige Gelegenheit hatte, ihn stunden— und tagelang zu beobachten, war der Haupteindruck für mich der, wie gänzlich wirkungslos die schönsten, auf allgemeine Theorie aufgebauten Reden von Gneist und anderen an ihm abprallten. Derartiges machte so wenig Eindruck auf ihn, als wenn die Betreffenden Chinesisch gesprochen hätten, während ein einziges praktisches Beispiel, zumal ein solches aus der Sphäre seiner Lebenserfahrung, ihn sofort überzeugte. Die praktische Erfahrung war ihm alles, in der Theorie sah er nie summierte Erfahrung, sondern wertlose Abstraktion, irrende Spekulation.« Auch sonst noch ließe sich die Parallele zwischen Bismarck und Goethe bis in die kleinste Einzelheit nach dieser Richtung hin durchführen. Goethe stellte für sich den Grundsatz auf: Geh vom Häuslichen aus, und verbreite dich, so du kannst, über alle Welt! Und das hat er für seine eigene Person auch getan. Der junge Goethe unterschied sich gerade dadurch von den meisten seiner mitstrebenden Zeitgenossen daß er für die allgemeine schöngeistige Betrachtung nichts übrig hatte, so daß sogar ein Mann, wie Herder, den

1 Gustav Schmoller - deutscher Ökonom, † 1917

2 Anne Louise Germaine de Staël, französische Schriftstellerin, † 1817

werdenden Dichter, der unmittelbar vor der Geburt des Götze stand, für einen gutwilligen und etwas naseweisen, jungen Menschen halten konnte — sonst gerade nicht für viel mehr. Goethe ging von ganz besonderen Frankfurter Standes—, Volks— und Patrizierverhältnissen aus, als er im Götze ein farbenprächtiges Bild altdeutscher Geschichte entrollte. Und noch enger vom Familienhaften nahm er seinen Ausgang, als er die schlichte Gretchentragödie zu einer mächtigen Titanenkatastrophe erweiterte. Die typische Art von Goethes ganzer Entwicklung will Gutzkow in dem Bericht über die Besteigung des Straßburger Münsters finden. Planmäßig und stufenweise steigt der Dichter empor, besieht genau jedes Stockwerk, bis er ganz allmählich nach oben gelangt, und sich nunmehr eine unendliche Fernsicht vor seinen Blicken breitet. Damals sprach Goethe aus, daß Poesie individuelle Keimkraft von innen heraus wäre. Aber das genügte ihm noch keineswegs, sondern er äußerte gelegentlich, er möchte wohl eine kleinere Nachbildung des Münsters, eine Miniaturkapelle, immer vor den Augen haben. Er wollte eben in Muse das Gebäude in allen seinen Einzelheiten in sich aufnehmen und allseitig begreifen, auf die Gefahr hin, daß durch die Verkleinerung der Masse ein Teil des erhabenen und überwältigenden Gesamteindrucks verloren gehen könnte. Denn in Wirklichkeit war diese Gefahr gar nicht so groß. Wenn Goethe seine kleine Kapelle mit ruhigem Blick betrachtet hätte, wäre ihm ganz von selbst das Original mit allen seinen gewaltigen Verhältnissen wieder im Gedächtnis aufgestiegen, diesmal aber auch mit allen versteckten und doch so organisch und vollendend in das Ganze eingreifenden Einzelheiten mit den unsagbaren und kleinsten Feinheiten, die ebensogut geeignet waren, in die tiefsten Geheimnisse der Kunst und also der Menschenseele einzuführen, wie die mächtige Gesamtwirkung dieses Wunderwerkes. Darum wünschte sich Goethe eine solche Miniaturkapelle, um sie gleichsam vor seinen Augen langsam, allmählich und organisch wachsen zu sehen, bis wie ganz von selbst und gar nicht überraschend, dennoch aber berückend und überwältigend, das Straßburger Münster vor seinen Augen gestanden hätte. Er ging vom Häuslichen, von der Hauskapelle aus und erschuf sich eine Titanen— und Wunderwelt, in diesem Falle also ein Straßburger Münster. Was aber für ihn die Kunst war, das war für Bismarck der Staat, das öffentliche Leben, das er immerfort nach den Gesichtspunkten der privaten Wirtschaft und Verwaltung beurteilte. Genauer gesprochen, immer nur nach den Gesichtspunkten des sorglichen Gutsbesitzers. Als Bismarck in den letzten siebziger Jahren den großen Umschwung in der Wirtschaftspolitik plante und sich aus einem entschiedenen Freihändler in einen ebenso entschiedenen Schutzzöllner verwandelte, da verteidigte ein offenbar von ihm beeinflusstes auswärtiges Blatt die neuen Ideengänge ungefähr mit ähnlichen Worten, wie der Reichskanzler nachher selbst sie oft genug gebrauchte. Der Schlußpassus, in echt Bismarckischer Auffassung, hatte folgenden Wortlaut: »Bismarcks Wirtschaftspolitik ist daher einfach genug. Im kleinen wird sie von jedem Familienvater geübt, der in Zeiten, wie die jetzigen, die Lage der Seinigen ohne Voreingenommenheit prüft.« Es ist bekannt, wie Bismarck die untersten Klassen von allen direkten Steuern entlastete. Den Einwand, daß eine noch so winzige, bescheidene Steuer wenigstens einen erzieherischen Wert hätte, indem sie auch den Ärmsten an seine Beziehung zum Staat und an die wechselseitige Verpflichtung beider erinnere, wollte der große Praktiker nicht gelten lassen. »Es ist nie und für keinen ein Vergnügen, Steuern zu zahlen.« Ein moderner Staat bedarf aber des Geldes, und so führte Bismarck die indirekten Steuern und Zölle ein. Die Finanzleute rechneten ihm vor, daß durch diese Maßnahmen das Volk vielleicht noch mehr belastet wür-

de, als durch die früheren direkten Steuern, weil die allgemeine Verteuerung der Lebensmittel mit besonderer Wucht gerade auf die untersten Volksklassen falle. Bismarck erwiderte mit ganz richtigen, psychologischen und praktischen Beobachtungen aus dem täglichen Leben. Der Steuerexekutor, der mit dem Steuerzettel in die Wohnung käme, um zu pfänden, wirke viel stärker, nachhaltiger und dauernder im Gemüt des kleinen Mannes nach, als wenn dieser sich genötigt fände, wegen des gestiegenen Preises seinen täglichen Bedarf an Tabak erheblich einzuschränken. Diese Bemerkung war richtig und falsch zugleich. Sobald und solange der kleine Mann ganz einfach ein Privatleben führte, empfand er als ein bitteres Übel nur die direkte Steuer und nahm höhere Preise mit Ergebung hin, klagte höchstens im allgemeinen über schlechte Zeiten. Anders wird die Sache, wenn sich der kleine Mann politisch organisiert und plötzlich ein sehr bedeutendes, mitunter auch sehr gehässiges Klassenbewußtsein in sich aufkochen fühlt. Wenn die Preise steigen, klagt er dann nicht mehr über schlechte Zeiten, sondern, mit Recht oder Unrecht, über die Regierung und über die Gesellschaft. Es ist möglich, daß Bismarck diese Unzufriedenheit über höhere Preise immer noch, selbst in ihrer aufwühlendsten Form, für das kleinere Übel hielt. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß er niemals an diese Bedenklichkeit gedacht hat. Man könnte sich darüber um so mehr wundern, als er gerade damals die Schutzpolitik im größten Umfange einleitete und sie mit den fallenden Getreidepreisen begründete, unter denen in jener Zeit schwerster wirtschaftlicher Krisen die Landwirtschaft, die Stütze des konservativen Staates, schwer litt. Es ist doch wunderbar, daß Bismarck vom Standpunkt des Erzeugenden sehr wohl die politische Tragweite indirekter wirtschaftlicher Steuern zu würdigen wußte, nicht aber oder nur ungenügend vom Standpunkt des Verzehrenden. Otto von Bismarck war eben als patriarchalischer Landedelmann groß geworden, hatte Güter bewirtschaftet und wohlwollend und umgänglich mit den Kleinbauern verkehrt, so daß diese ihn im Revolutionsjahr vertrauensvoll zu ihrem politischen Ratgeber erkoren. Er verkaufte Getreide und Wolle, die damals in England reichlichen Absatz fand, und fühlte sich als gutgestellten, königstreuen Landedelmann, der nunmehr auch dem Staate seine Dienste anbieten konnte. Dabei bewahrte er sein Wohlwollen für die Schicksale der kleinen Leute. Er sah mit Teilnahme, wie der kleine Mann sich in knappen Zeiten einschränkte und durch sorgsame, treuherzige Sparsamkeit seinen Haushalt über Wasser hielt. Dann aber, im denkbar ungünstigsten Augenblick, kam dieser Racker von Staat dazwischen und trieb mit unnachsichtiger Härte Steuern ein, schritt im Falle des Unvermögens zur Exekution, vernichtete eine bescheidene, bis dahin aber gesicherte Familie. Der kleine Mann hatte seinen Kaffee— und Tabakbedarf in den harten Zeiten redlich eingeschränkt und hätte es vermutlich auch weiter noch mehr getan. Deshalb, wenn man Geld brauchte, mochte man ferner noch Tabak und Kaffee besteuern, nicht aber wegen weniger fehlenden Groschen zur Exekution schreiten. Solch ein Groschen, meinte Bismarck, wäre für den, der ihn nicht hätte, Millionen wert. So beurteilte er diese Frage lediglich nach ihrer ganz unmittelbaren, anschaulichen, direkten Seite als ein Gutsbesitzer und sorgsamer Familienvater. Und eigentlich konnte er sich das Volk immer nur als den kleinen Mann denken, der in patriarchalischer Abhängigkeit von den wohlwollenden höheren Klassen treuherzig dahinlebte. Ein organisiertes und mit Überlegung Klassenpolitik treibendes Volk widersprach so durchaus seinem innersten Wesen, daß er dieser großen, flutenden Menge schlechterdings nicht das Recht zuerkannte, sich als Volk zu bezeichnen. Ihm war der Staat im Grunde nur ein großes Gut und bei allen seinen innerpoliti-

schen Maßnahmen, wenn man so sagen darf, schwebte ihm als Miniaturkapelle immer eine praktische Erfahrung aus dem privaten Leben eines produktiven Landedelmannes vor. Im Jahre 1877 hatte Bismarck einen besonders heftigen Strauß mit dem damals noch sehr einflußreichen Abgeordneten Eugen Richter auszufechten. Da ein großes Defizit im Staatshaushalt drohte und überdies der Reichskanzler die Reichsfinanzen von den Beiträgen der Partikularstaaten unabhängig machen wollte, plante er neue, eben indirekte Steuern. Aber Richter wies auf den Reichsinvalidenfond und sonstige, dem Reich noch zu Gebote stehende Reserven hin. Die solle man aufbrauchen, worauf das Gleichgewicht im Finanzbudget auch ohne Steuern wiederhergestellt wäre. Dieser Vorschlag erschien dem Reichskanzler als die ganz ungeheuerliche Aufforderung zu maßloser, liederlicher Verschwendung und Verschleuderung der Staatsgüter. Er meinte, ebensogut könnte der Staat auch alle seine Eisenbahnen, Forsten und Domänen bis auf den letzten Rest verbrauchen und verkaufen¹, worauf allerdings von einem Defizit augenblicklich nicht mehr die Rede wäre. Hätte man aber alle diese Beträge budgetmäßig aufgebraucht, dann freilich würde es schwerfallen, in Zeiten der Not, wenn etwa das Reich wieder Invaliden versorgen müßte, die nötigen Mittel zu finden. Bismarck weigerte sich entschieden, diese »eisernen Fonds« anzugreifen, und sprach voller Entrüstung von einer »österreichischen Wirtschaft«, indem er auf den unglücklichen Verkauf österreichischer Staatsbahnen an eine französische Gesellschaft anspielte. Seine Weisheit plante also, einen wohlgefüllten Schatz für die Zukunft sorgsam unter Schloß und Riegel zu erhalten. Der Ausdruck »eiserne Fonds«, den Richter verhöhnste, erscheint ganz besonders bezeichnend. Unwillkürlich dachte Bismarck an reale, dingliche Güter. Nicht ganz mit Unrecht konnte Richter ihm entgegenhalten, daß staatlicher Besitz an Domänen, Forsten und Eisenbahnen doch ganz etwas anderes sei, als eingesperrte und dem Verkehr entzogene, riesige Geldsummen. Aber es lag in Bismarck, daß er nur anschaulich, ganz und gar dinglich denken konnte. Wenn man von diesen eisernen Fonds hört, so könnte man sich fast jener mächtigen Eisenbarren erinnern, die das Geld der alten Lazedämonier bildeten und nur in Wagenladungen weitergeschafft werden konnten. Näher noch liegt der Gedanke an die gefüllte Truhe oder Sparbüchse, die in einfacheren Zeiten, noch zu Anfang des Jahrhunderts, auf dem Lande eine so große Rolle spielte. Es wäre interessant, festzustellen, ob der Knabe Bismarck noch mit eigenen Augen eine solche primitive Wirtschaft anschauen durfte. Die Truhe des Reiches war freilich ein wenig größer, als die des Bauern — der Juliiurm in Spandau. Aber auch hier kam der große Meister erst von der Miniaturkapelle zum Dom, von den primitiven Erfahrungen seiner Gutswirtschaft zu den Regierungsmaßregeln und großangelegten Reformen für ein Volk von vierzig Millionen. Freilich hielt Richter ihm ein anderes Finanzsystem entgegen, das auch manches für sich gehabt hätte. Wenn die Regierung das aufgespeicherte, eingesperrte Geld erst einmal freigab, dann, meinte Richter, würde es in den Verkehr hinüberströmen und den Umsatz, die Kreditfähigkeit der Gewerbetreibenden unendlich erleichtern. Handel und Industrie mußten alsdann einen mächtigen Aufschwung nehmen und damit natürlich auch der Wohlstand der Gesamtheit — des Staates. Wenn die Regierung eines so blühenden und reichen Landes Geld brauchte, folgerte der Abgeordnete für Hagen, würde es ihr sehr leicht fallen, Anleihen aufzunehmen. Richter wies auf England hin, wo dies oft ausgeführt war. Freilich, auf den stolzen Preußen Bismarck, der schon im Jahre

1 In der Tat werden heute die von Bismarck geschaffenen Monopole (Eisenbahn, Post) verschleudert, d. h. privatisiert

1848 heftig über die Bewunderung alles Auswärtigen zürnte, konnte dieser Hinweis keinen Eindruck machen. Durch seine Presse ließ er damals verkünden, daß er nicht daran denke, den Staat den Börsenfürsten auszuliefern¹. Dieses Bismarckische Wort hatte seine volle Berechtigung in den Gründerjahren während des allgemeinen Milliardenrausches, dem ein so gottserbärmlicher Katzenjammer folgen sollte. Immerhin aber, trotz der verschiedenen historischen Entwicklung, zeigt das Beispiel Großbritanniens, daß eine europäische Großmacht auch bei dem System der bloßen Anleihefähigkeit sehr wohl bestehen kann. Der politische und staatliche Instinkt, die Fähigkeit zur Selbstzucht, liegt der angelsächsischen Rasse tief im Blut, so daß sich auch die Londoner Börsenfürsten dieser Stimmung nie entziehen konnten oder wollten. Es ist freilich der Staat an sich, für den sie sich begeistern, Großbritannien mit seinen Freiheiten, Kolonien und Flotten, schwerlich aber die Dynastie Hannover und die Königin Victoria. Ein solcher Staatsgedanke und eine solche staatliche Zucht können mit der reinen und abstrakten Geldwirtschaft sehr wohl bestehen. Aber im Deutschland der siebziger Jahre, innerhalb der robusten Geschäftskreise von Emporkömmlingen, war man erstlich von solcher Zucht noch himmelweit entfernt, und zum zweiten — Fürst Bismarck hatte eben vom Staat einen anderen, ganz und gar nicht abstrakten Begriff. Ihm war dieses Reich im Grunde ein riesiges Hauswesen, ein Privateigentum der Hohenzollern und der anderen deutschen Fürsten. Und er war der Verwalter, der Hausmeier, der Majordomus, und konnte sich instinktiv die staatliche Bewirtschaftung gar nicht anders denken, wie bei seinen Gütern und bei privaten Unternehmungen. Allerdings ließ sich dieses verzweigte, unermessliche Hauswesen viel schwerer verwalten, als etwa Varzin oder Schönhausen. Dafür aber war Bismarck nicht nur ein tüchtiger Landedelmann, sondern ein Genie, das die kleinen, alltäglichen Erlebnisse in ihrer inneren Wesenheit zu erfassen und mit einer ganz gewaltigen, plastischen und organischen Phantasie zu steigern, in Überlebensgröße emporwachsen zu lassen verstand, bis Schönhausen plötzlich ein Reich von vierzig Millionen Menschen geworden war. Genau also der Gegensatz von dem, wie der Abgeordnete Richter den Staat empfand und wie überhaupt die modernen Staatsrechtslehrer ihn zu empfinden pflegen. Jedoch es war die Art Goethes, echtste, realistische Künstlerart in ihrer Wahrhaftigkeit, Schlichtheit und Größe — aber auch in ihrer Grenze.

Selbstverständlich äußerte sich diese innerste Natur Bismarcks in allen Auslassungen und Betrachtungen seines täglichen Lebens. Sein Temperament wurde ganz dadurch bedingt, und während ihn große Worte kalt ließen, so daß er nicht immer Phrasen von originellen und schöpferischen, aber noch unklaren Gedanken zu unterscheiden wußte, wurde im Gegenteil das kleinste Ereignis, die geringste Beobachtung aus seiner praktischen Tätigkeit für ihn zu einem erschütternden Erlebnis, das ein ganzes Gedankensystem urplötzlich vor ihm auftürmte. Immer wird in dieser Hinsicht hochbedeutsam bleiben, was Christoph Tiedemann über die Bekehrung zum Schutzzoll zu berichten weiß. Die Erzählung vom Schicksal eines deutschen Laubsägefabrikanten, der durch französische Konkurrenz ruiniert wurde, weil sich der Franzose den von seinen Behörden umfangreich geübten Brauch der rückzahlbaren Zollanweisungen zunutze machte, um in Deutschland zu ungewöhnlich billigen Preisen zu verkaufen, machte auf den Fürsten Bismarck einen großen Eindruck. Schon in den nächsten Monaten kam die schutzzöllnerische Lawine ins Rollen und begrub das Freihandelssystem, welches fast fünfzig Jahre hindurch in

¹ Der Herausgeber enthält sich hier (heute: 21.08.2011) jedes Kommentars dazu.

mehr oder minder unbeschränkter Masse die Politik des deutschen Zollvereins bestimmt und beherrscht hatte. Nun waren ja noch andere Gründe vorhanden, welche dem Reichskanzler einen Umschwung der Wirtschaftspolitik damals sehr nahe legten. Die Abneigung gegen ein Staatswesen ohne eiserne Fonds und gegen die Fürsten der Börse wurde schon erwähnt. Die Finanznot des Reiches brannte ihm auf den Nägeln und gegen die direkte Steuer empfand er einen wahren Haß. Das alles lag in seinem Gemüt als ein junger, aufgelockerter Humus, keineswegs als fertig bereiteter Boden. Er blieb zunächst noch Freihändler, und alle wissenschaftlichen Gründe, die Christoph Tiedemann dagegen ins Feld führte, verfingen nicht im geringsten, bis dann die kleine Anekdote vom Laubsägefabrikanten und den französischen Verwaltungsgepflogenheiten wie der fruchtbare Same in das vorbereitete Erdreich fällt, dort in kürzester Zeit Wurzel faßt — die Wirtschaftspolitik eines Reiches von vierzig Millionen ist in ganz neue Bahnen gelenkt. Was mag an Gärung und urplötzlichen Lichtblitzen in Bismarcks Gedankenwelt alles vorgegangen sein? Dieser eine Fabrikant wurde in seiner mächtigen Phantasie sofort zu einer riesenhaften Zeiterscheinung, zu einem Symbol, und er sah gleich ein ganzes Heer von Fabrikanten, die ihre Fabriken schlossen und ihre Arbeiter entließen. Da mußte er eingreifen, wuchtig, rasch, energisch, schöpferisch, damit nur die Schlote bald wieder rauchten. Hinter der Grenze aber sah er drohende, boshafte Feinde, und es wäre gar nicht verwunderlich, wenn Bismarck damals an eine Verschwörung der französischen Zollbehörden und Fabrikanten geglaubt hätte, um den deutschen Handel und die deutsche Industrie zu vernichten. Das rief natürlich den Politiker in ihm wach, den Patrioten, Staatsmann, der sich für die äußere Politik des Reiches in erster Linie verantwortlich fühlte. Das erlebte Bismarck, als er jene kleine Anekdote erzählen hörte. Er ging vom Häuslichen, vom Alltäglichen aus, und wieder fühlen wir uns an Goethe gemahnt. Wie sollte Ludwig Bamberger ¹ diesen seelischen Vorgang verstehen, dieser geschulte Nationalökonom, der sich redlich und oft geistvoll, manchmal mit glücklichem Gelingen um die genaue Erkenntnis volkswirtschaftlicher Gesetze bemühte. Dieses Gebaren Bismarcks, dieses plötzliche Umwerfen einer Ordnung, dieser himmelstürmende Ausgang von einem Einzelfall, der möglicherweise gar nichts bewies, — das alles mußte Bamberger als ungeheuerliche Spielerei erscheinen. Es war der Unterschied zwischen wissenschaftlicher und künstlerischer Weltanschauung, der sich hier schroff offenbarte, nur daß Bamberger in seinem Kreis höchstens ein Talent war, Bismarck aber ein Genie. Bei einer anderen Gelegenheit erwähnt Bamberger selbst, daß er während einer Beratung mit Bismarck über die Verstaatlichung der Eisenbahnen den ganz bestimmten Eindruck empfangen habe, der Ausgangspunkt aller großen Reformpläne des Reichskanzlers wäre die Tatsache gewesen, daß er einst übermäßig lange auf dem Bahnhof die Ankunft eines Zuges zu erwarten hatte. Sehr möglich. Die Verstaatlichung der Eisenbahnen wird von den Sozialpolitikern als Bismarcks bedeutsamste soziale Tat nächst der Unfallgesetzgebung ² bezeichnet. Jedenfalls war es ein großes, weitausschauendes und tiefeinschneidendes Werk. Wieder war auch hier schon der Boden lange vorher unmerkbar aufgelockert worden, und wieder wurde für seine realistische, schöpferische Künstlernatur ein kleines und unscheinbares Erlebnis der urplötzlich befruchtende Samen, aus dem ein Riesenwuchs emporschoß. Ähnlich ging es zu, als Hamburg zum Zollanschluß an

1 Ludwig Bamberger - deutscher Bankier und Politiker. Er gilt als einer der bedeutendsten Vertreter des deutschen Liberalismus der Zeit der Reichsgründung. War beteiligt an der Gründung der Deutschen Bank und der Reichsbank, † 1909

2 Unfallversicherungsgesetz von 1884

das Deutsche Reich gezwungen wurde. Bamberger weiß zu berichten, daß der Abgeordnete Lasker damals gleichfalls durch ein kleines persönliches Erlebnis sich bestimmen ließ, die Politik Bismarcks gegen Hamburg lebhaft zu unterstützen. Auf einer Ferienreise hatte Lasker vor der Hamburger Mautlinie sein kleines Bündel öffnen müssen, und über diese wirtschaftspolitische Sonderstellung Hamburgs war sein deutsches Nationalgefühl tief empört, so daß er seine Fraktion bewog, gegen Bambergers Rat den Zollanschlußplänen Bismarcks zuzustimmen. Bambergers Tadel richtet sich hier sowohl gegen Bismarck, wie gegen Lasker, und er macht beiden zum Vorwurf, daß sie sich in ganz unwissenschaftlicher Weise durch eine zufällige Einzelerfahrung zu einem Gesamturteil und zu den folgenschwersten Entschlüssen verleiten ließen. Aber es fällt auf, wie wenig Bamberger den großen Unterschied empfand, der zwischen der Auffassung Laskers und der Auffassung Bismarcks trotz aller scheinbaren Ähnlichkeit doch klaffte. Lasker war ein rücksichtsloser Doktrinär, in dessen nationale Ordnung es nicht hineinpaßte, daß innerhalb Deutschlands ein Sonderstaat wirtschaftliche Selbständigkeit behauptete. Wie sich im Mittelalter die frommen Leute wegen einzelner Glaubenssätze von oft sehr verstandesmäßiger Art die blutigsten Fehden ansagten, so befohlene Lasker die Zollselbständigkeit Hamburgs, weil sie nicht zu seinem Dogma paßte. Daß ihn gerade ein persönliches Erlebnis auf diese Zustände aufmerksam machte, war Zufall. In ihm hätte es wahrscheinlich bei der bloßen, durch keine Anekdote gegenständlich gemachten staatsrechtlichen Tatsache heftig aufgeköcht. Für Bismarck dagegen wurde das persönliche Erlebnis wirklich entscheidend, wirklich der Triebkeim, der mit plötzlichem Ausbruch eine Welt gebar. Er konnte nicht anders, das war sein Wesen, sein Genie, seine dämonische Natur in ihrer Größe und in ihrer Einseitigkeit. Gewiß gab es auch in der Politik jener Tage viele Probleme, die nur durch sorgsame Analyse ergründet werden konnten, und wo nicht Bismarck, sondern Bamberger recht hatte. Diese Ausnahmen ändern nichts an der Tatsache, daß im allgemeinen in der politischen Welt die Fülle verwickelter Ereignisse kein Sondern und Scheiden, sondern ein rasches und stoßkräftiges Handeln fordert, das aber unendlich kleine Faktoren in seine Rechnung hineinbezieht. Mit einem Wort, die Politik ist mehr Kunst als Wissenschaft. Darum war Bismarck in Augenblicken der äußersten Verwirrung am meisten am Platz, weil er sich von dem Trubel nicht benehmen ließ, sondern zum Häuslichen, zur Praxis des Tages zurückkehrte, dort mancherlei erlebte, was ihm die wundersamsten, leuchtendsten Aufschlüsse über die verwickeltsten politischen Fragen brachte. Diese Erlebnisse, die ihm zu Offenbarungen entweder schon geworden waren, oder werden konnten, lagen eisenfest im unerbrechlichen Schranke seines Gedächtnisses aufbewahrt, um zur gelegenen Zeit wieder hervorgeholt zu werden. Als er in den fünfziger Jahren zum erstenmal in Paris am Hofe Napoleons des Dritten weilte, fielen ihm die ungebundenen Sitten und das schlechte Benehmen dieser Hofgesellschaft unangenehm auf, und er empfand mit dem Stolz des Preußen und des Konservativen, daß an den alten Höfen von Berlin und Wien die gesellschaftlichen Überlieferungen besser gewahrt würden, als in Paris, dieser einstigen Hauptstadt der geselligen Kultur. Sechzehn Jahre später, als der Krieg mit Frankreich ausbrach, mußte Bismarcks getreuer Pressgehilfe Moritz Busch einen Artikel schreiben, in welchem der Irrtum gegeißelt wurde, als ob Frankreich noch immer das Land der feineren Gesellschaftssitte wäre ... Und in seinen Memoiren ist der alte, am Rande des Grabes stehende Bismarck auf diese Tatsache noch einmal zurückgekommen. Ähnliche Beobachtungen machte er an dem jüngeren und deutschfeindlichen Geschlecht am

russischen Hofe während seiner Petersburger Gesandtschaft. Diese Erfahrungen hinterließen anscheinend einen tieferen Eindruck bei ihm und bestimmten auch sein politisches Urteil. Vermutlich ist zur Zeit, als der Krieg mit Frankreich zum Ausbruch kam, das alte Erinnerungsbild in Bismarck jäh wieder emporgestiegen, und er wird sich als Völkerpsychologe ohne sittliche Ent-rüstung gesagt haben, ein solches vabanque—Spiel war von dieser heraufgekommenen Gesellschaft zu erwarten. Er wird instinktiv erkannt haben, daß auch gesellige Kultur nur auf einer festen, gesicherten Grundlage entstehen kann. Jedenfalls liegt auch hier ganz die Art Goethes verborgen, aus kleinen, aber allgemeinen Zügen große Lebensgesetze zu erschließen. Man ahnt auch hier wieder das blitzartige Erfassen des springenden Punktes, den tiefen Ein-druck und die gesetzmäßige Fortentwicklung durch eine realistische mächtige Phantasie. Ganz in dieser Art behandelte und benutzte Bismarck auch die Erfahrungen der Geschichte. Sein ausgezeichnetes Gedächtnis war angefüllt mit einem unerschöpflichen Vorrat historischer Anekdoten und Charakterzüge, die sich dann bei gegebener Gelegenheit zwanglos zu einem packenden und erhellenden Vergleich mit den Zuständen der Gegenwart herbeiließen. Als er von Donchéry nach Fresnois dem Kaiser Napoleon entgegenritt, der sich mit ihm über mildere Kapitulationsbedingungen zu verständigen hoffte, sah sich Bismarck auf der Landstraße ganz allein dem Wagen des Kaisers gegenüber, der von sechs Offizieren begleitet war. Wie leicht konnten die fran-zösischen Offiziere auf den Gedanken kommen, die günstige Gelegenheit auszunutzen und den furchtbarsten Feind ihres Vaterlandes über den Haufen zu schießen. Unwillkürlich griff Bismarck nach dem Revolver. Napoleon der Dritte aber, der diese Bewegung bemerkte, wurde aschfahl. Ihm wäre wohl, so plauderte nachher der Kanzler mit seinen Getreuen, das Schicksal eines gewissen Prinzen Condé eingefallen, der ermordet wurde, nachdem er sich bereits ergeben hatte. Bismarck irrte sich. Napoleon der Dritte, trotz seines Werkes über Cäsar, war kein Geschichtskenner und wußte sicherlich nichts von der meuchlerischen Ermordung des Prinzen Ludwig von Condé im Jahre 1569. Bismarck aber, der doch kein Historiker von Fach war, hatte deshalb ein so außerordentliches Gedächtnis für scheinbar so entlegene Ereignisse, weil sie ihm das typische, harte Kriegsgesetz offenbarten, daß im Waffenlärm die persönliche Leidenschaft und Rachsucht sich viel leichter hervorwagt, als in friedlichen, streng gesetzlichen Zeiten. Ihm selbst blieben solche Erfahrungen nicht erspart, da er im ständigen Zwist mit den »Halbgöttern« lebte, den auf ihn eifersüchtigen Generälen, und es ihn schwere Kämpfe kostete, gegenüber diesen Anmaßungen seinen berechtigten Anspruch als Leiter der deutschen Politik zu bewahren. Oft genug drohte militärische Leidenschaft und überhaupt das durch den Krieg überreizte Selbstgefühl die nüchternen Erwägungen des Staatsmannes vernichtend zu durchkreuzen. Solche Erfahrungen und Gedanken riefen ihm sofort Bilder, Anekdoten und Ereignisse aus seiner Geschichtslektüre in das Gedächtnis. Man kann aber auch umgekehrt sagen, diese Anekdoten hafteten deshalb so fest, weil sie ihm von Anfang an viel mehr bedeuteten, als eben nur Anekdoten. Als in Erfurt das Unionsparlament 1850 tagte, zögerten die Abgeordneten der Linken ¹ nicht, eine ganze Fülle von Erinnerungen aus der deutschen Vergangenheit vorzubringen, um zu beweisen, daß das Streben nach deutscher Einheit schon eine lange Geschichte hinter sich habe. Der streitbare Junker von Schönhausen konnte sich unmöglich enthalten, auch seinerseits eine noch viel ältere, gänzlich vergessene Reminis-

1 Was müssen das für Linke gewesen sein, die Geschichtskennntnisse besaßen und die deutsche Einheit anstrebten!

zenz hervorzuholen, die sich noch dazu auf Erfurt selbst bezog. Dorthin hatte einst vor tausend Jahren Ludwig der Deutsche eine Versammlung einberufen, um zu beraten, wie man wohl der verderblichen Herrschaft der Zungendrescher¹ am besten Einhalt täte. Fröhliches Gelächter schallte damals durch den Erfurter Parlamentssaal, als Bismarck diese tausendjährige Reminiszenz zum besten gab, und die wenigsten ahnten, welchen tieferen Inhalt der junge Abgeordnete mit dieser Anekdote verband. Obgleich er damals noch sehr stark im Bann der romantischen Lehren eines Stahl und Gerlach stand, begann doch sein realpolitisches preußisches Bewusstsein schon recht kräftig durchzublitzen. Kurz vorher erst hatte er in der zweiten preußischen Kammer am 6. September 1849 eine Rede gehalten, welche nichts Geringeres bedeutete, als eine Ankündigung seiner künftigen Politik. Schon damals betonte er die militärische Macht der Monarchie Friedrichs des Großen und verlangte eine Lösung der deutschen Frage vermittels preußischer Realpolitik im Bunde mit oder auch im Kriege gegen Österreich. Damit hatte er halb und halb schon seinen legitim—konservativen Freunden abgesagt, die keine preußische, sondern eine mystische Politik trieben, während ihm zugleich von Anfang an die etwas phantastische Gefühlspolitik der deutschen Liberalen gänzlich ungreiflich gewesen war. Nun aber, da die neue Erkenntnis schon in ihm gährte, erkannte er auf einmal, daß sich Legitimisten und Konservative um die Wette mit schönen Redensarten abgaben und keiner daran dachte, eine entschlossen zugreifende Tatsachenpolitik zu treiben. Alle diese Abgeordneten wurden ihm daher zu Phrasenhelden, zu Schwätzern und Zungendreschern, und sein jugendlicher Ingrimms über diese allgemeine Herrschaft von Leuten, die in seinen Augen alles andere waren, nur eben keine praktischen Politiker, kochte auf. Wie er aber veranlagt war, verdichtete sich diese bittere Erfahrung für ihn keineswegs zu einem Gerüst politisch—staatsrechtlicher Grundsätze, sondern ihm fielen unzählige Anekdoten aus der Weltgeschichte ein, welche alle die bösen Früchte einer Herrschaft der Zungendrescher drastisch beleuchteten. Er hatte diese Anekdoten behalten, weil sie ihm von Anfang an als plötzliche, blendende Lichter ein allgemein—geschichtliches Erlebnis nach allen Seiten erhellten, und so vermochte er im Erfurter Unionsparlament eine tausendjährige Erfurter Erinnerung wieder zu beleben und empfand dabei in seiner Art den tausendjährigen Zusammenhang der deutschen und der Weltgeschichte.

Auch aus seiner nichtgeschichtlichen Lektüre nahm Bismarck am liebsten einzelne, bezeichnende Züge, die gleichsam eiserne Haken waren, an denen er ein ganzes Menschen— und Völkerleben festhing. Eifrig las er die Dichter, besonders die Dramatiker, und ungesucht und ungewollt flossen ihm die Erinnerungen aus dieser Lektüre, um sein eigenes Schicksal zu beleuchten. Einst, in der Konfliktszeit, hatte er einen Auftritt mit dem Kronprinzen, und die Geister drohten sich zu erhitzen und aufeinanderzuplatzen. Bismarck aber beherrschte sich, weil ihm im letzten Augenblick die Szene aus Schillers Don Carlos einfiel, die zwischen dem Infanten und Herzog Alba spielt: Wehe dem zarten Wiegenkinde Majestät usw., die gut den in der Weltgeschichte immer wiederkehrenden Gegensatz zwischen dem Stolz des angestammten Herrschers und des erfolgreichen Dieners widerspiegelt. In den »Gedanken und Erinnerungen« finden sich immer wieder Zitate aus Shakespeare, namentlich aus dem Coriolan. »Get you home you fragments«, diese Worte, die der stolze Patrizier der plebejischen Opposition entgegenschleudert, wird Bis-

1 Z. - Rabulist, Rechtsverdrehler, Schwätzer (Moderator, "Experte", Journalist, Guttmensch, Kinäde usw.)

marck nicht müde, in seinen Memoiren nach allen Seiten zu variieren. In seiner Schilderung der Revolution von 1848 muß einmal Goethes Götze als Kronzeuge erhalten, und am Ende seiner Tage gab er die wundervollste Auslegung einer Stelle aus Schillers Räufern. Der alte Moor, den die Räuber aus dem unterirdischen Turm befreit haben, erzählt seine jammervolle Geschichte, wie er scheinbar im Sarge gelegen habe, wie er dann erwachte und gegen den Sargdeckel kratzte, wie daraufhin sein Sohn Franz den Sarg öffnete, um, als er den Vater noch lebend erblickte, mit lauter, fürchterlicher Stimme auszurufen: »Kannst du denn niemals sterben?« In diesen Worten, so bekannte Bismarck, fände er sein eigenes Schicksal ausgesprochen. Er hatte das Gefühl, als wenn er der jungen Generation, dem neuen Geschlecht von Politikern zu lange lebte, als wäre er bei lebendigem Leibe im Sarge eingeschlossen. Es wäre ganz vergeblich, sich ausmalen zu wollen, was bei dieser Schlußfolgerung in der Seele des Uralters vorgegangen ist. Wieder hat sich ihm eine ganze Welt von Menschengeschicken und Völkergesetzen offenbart. Auch hier begann er mit dem Kleinsten, mit einer Anekdote, mit einem charakteristischen Zug, um sich sofort zu den höchsten Gesetzen und Notwendigkeiten zu erheben, und zwar mit innerer Logik, ganz ohne jeden Zwang, mit höchster Selbstverständlichkeit. Das war eben das Erbteil seines Genies, wie es in etwas anderer Fassung einst auch das Erbteil Goethes gewesen war.

Nun aber hat nichts auf der Welt so seine Kehrseite, wie diese Vereinigung von Anekdote und Genie. Wer von einem Ideensystem ausgeht, der mag oft irren und mit den Tatsachen recht zusammenprallen, sich blutig daran den Kopf zerstoßen. Aber seine innere Zufriedenheit und selige Sicherheit wird nicht leicht leiden und getrübt werden, solange er an seinem System nicht verzweifelt, obwohl er es zunächst nur in höchst unvollkommener Gestalt in die Wirklichkeit überführt. Es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß ein Gläubiger und Doktrinär jemals faustische Anwandlungen haben könnte. Er hält es lieber mit einem sicheren Glaubenssatz und mit irgendeinem Papst. Ganz anders sein Gegenpol, jenes ursprüngliche Genie, dem alle seine Bauten und Schollen unter der Hand zu Domen und Palästen, zu Ländern und Weltreichen, mindestens zu ihrem Sinnbild zu werden drohen und zu ganz ungeheuerlichen Wünschen verlocken, die um so verführerischer wirken, weil sie unter der Maske der alltäglichsten, natürlichsten Selbstverständlichkeit an den Genius herantreten. Er glaubt dann gar, er könne sich die Welt, die Menschen, das ganze Universum unterwerfen, wie er sich sein Hausgut unterworfen hat, seine ihm nächstliegende Welt. Diesen Naturen schwebt nicht ein allgemeiner Alexanderzug und ein gedankliches Weltreich vor, wo es sich dann höchstens um eine rein äußerliche, räumliche Unermeßlichkeit und Größe handeln würde, sondern sie wollen auch mit ihrem Gemüt und ihrem Herzen in diesem Weltreich Bescheid wissen, wie in ihrem Hauswesen. Den Himmel und die Sterne, Blitze und Wolken wollen sie ebensogut innerlich besitzen, wie etwa den Kohlstrunk und den gelben Raps auf ihrem Acker. Solchem heißen und gewaltigen Begehren wurde noch niemals die Erfüllung, und so entstand in der Phantasie des jungen Goethe die Titanengestalt des Faust, die ihn seither sein Leben lang nicht mehr verließ. Vorher aber hatte er sich eine ziemliche Weile mit dem Prometheusmythos getragen. In seiner malerisch—phantastischen Weise schreibt darüber Gutzkow: »Die Familie, das Häusliche, ja sogar das Philisterhaft—deutsche ist der Leib, aus welchem die höhere Psyche der Goetheschen Lebensanschauung emporsteigt. Es ist ein Winken nach einem fernen Heimatlande, ein Locken nach den Grotten der Natur und dem Emyreum¹ des Geis-

1 E. - der oberste Himmel, der sich über der Erde wölbt

tes, es ist der rauschend verklingende Moment, wenn die Götter über die Geburt eines Genies zu Rate gehen. Und der Auserwählteste der Sterblichen schwebt den geheimnisvollen Winken nach mit den rauschend entfalten Schwingen der Poesie, die Pforten des Himmels öffnen sich und werfen die glänzenden Lichtströme der Sonne in ein Auge, das nicht erblindet, da es Verwandtes sieht. Jetzt wird Goethe der freie Göttersohn des Himmels und schreitet stolz durch die Welt, die ihm Spielzeug ist. Titanenideen ergreifen sein Hirn, während er durch die Wälder und Berge streift. Die Sprache wirft den Reim von sich, seine Einfälle sind erhaben, wahnsinnig, humoristisch, bis sich an dem Versuche, einen *Prometheus* zu dichten, endlich die wogende und schäumende Welle bricht. In dem Moment, wo der fiebernde Trotz des Genies Krankheit wird, kommt die rotwangige, besonnene, vom Vater ererbte *Gesundheit* der transzendentalen Krisis zu Hilfe. Da genest er zur Mäßigung, wird wieder gesund und trägt nur noch im Auge die Spur von etwas Unheimlichem, bis er zuletzt mit frischgesammelter und die Erinnerung des Himmels in sich tragender Kraft den Faust schuf ... Goethe hat zeit seines Lebens die Prometheusfabel nicht verwinden können. Sie spukte in allerlei Formen immer wieder in ihm auf.« Gutzkow spricht aus, daß Goethe in Gefahr war, dem dämonisch—titanischen Zug in seiner Natur zu unterliegen, daß er sich aber im letzten Augenblick auf sich selbst besann, sich auf seine liegenden Güter zurückzog, um fortan nur noch gelegentlich mit gesichertem Rückhalt auf das Titanengebiet hinauszuschweifen. Allerdings ist der »Faust« auch für Gutzkow ein Werk von Goethes frischgesammelter Kraft. Zugleich aber deutet er an, daß nach seiner Ansicht der Prometheus ein noch furchtbareres, mächtigeres Titanendrama geworden wäre, nur hätte der Dichter sich dabei ausgegeben, wäre daran zugrunde gegangen. Wir brauchen diese Behauptung nicht wörtlich zu nehmen, um ihr dennoch viel Wahrheit zuzugestehen. Aber es ist ein Irrtum Gutzkows, vorauszusetzen, daß zwischen dem fiebernden Trotz des Genies und der rotbackigen, vom Vater ererbten Gesundheit ein Gegensatz bestanden habe. Beides gehört zusammen. Gesundheit, die nicht eine gute Portion Beschränktheit besitzt, ist immer eine sehr bedenkliche Sache, um so bedenklicher, je rotbäckiger und behäbiger sie erscheint. Nämlich Wein, dieser verfeinerte Alkohol, kann einen tüchtigen Trinker noch lange nicht so herunterbringen und ruinieren, wie schweres Merseburger Bier, dem einst der junge Goethe seine lebensgefährliche Erkrankung in Leipzig zuschrieb. Bismarck hat zweifellos einen guten Teil seiner Herrennatur und geistigen Begabung von seiner stolzen Mutter ererbt. Dieses Erbteil wurde aber durch die Beigabe des dicken väterlichen Blutes noch urwüchsiger und dämonischer gestaltet — ganz wie auch bei Goethe. Und auch im Leben Bismarcks scheint es eine Zeit gegeben zu haben, wo der fiebernde Trotz des Genies ihn geradewegs in den Abgrund zu schleudern drohte. Leider schweigen hier noch die Quellen, geben höchstens trümmerhafte Überlieferung. Aber gewiß ist, daß der junge Bismarck als Student ein wilder, in ewige Händel verwickelter, gefürchteter Raufbold und Zecher gewesen ist, der aus Streitigkeiten mit seinen Vorgesetzten niemals herauskam. Ob er das alles wirklich nur so humoristisch genommen hat, wie die meisten seiner Biographen? Wenigstens steht fest, daß er in seiner letzten Zeit gegenüber einer Abordnung von Korpsstudenten seiner studentischen Jugendjahre mit einem gewissen Mißbehagen gedachte und eine leise Andeutung wie von verlorenen Jahren fallen ließ. Auch fehlt es nicht ganz an Spuren von Zwiespalt mit seiner Mutter, die als vornehme Welt-dame von dem wilden Studententreiben unmöglich erbaut sein konnte, aber als kluge Frau bei einem jungen Menschen fünf hätte gerade sein lassen,

wäre nicht mehr und Bedenklicheres zu vermuten gewesen. Als Beamter und anscheinend auch als Soldat bewies Bismarck eine für einen märkischen Edelmann seltene Disziplinlosigkeit. Sein erstes Ausscheiden aus dem Staatsdienst ist kaum ohne schwere innere Kämpfe abgegangen. Bismarck sollte ursprünglich die diplomatische Laufbahn einschlagen. Das war von Anbeginn der Traum seiner stolzen Mutter, und es ist nicht anzunehmen, daß der Sohn diesen Träumen allzu fern gestanden hat. Allerdings, hierüber wissen wir verbrieft einfach gar nichts. Nur psychologisch läßt diese Frage sich entscheiden. Ist es zu glauben, auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen, daß diese geborene Herrschernatur, die schon in der wilden Studentenzeit gefühlsmäßig nach einer führenden Stellung strebte, gerade in den Jahren, wo sie zum ersten Male in die Welt hinausdrängte, ganz ohne Ehrgeiz war? Und sollte sich das geborene diplomatische Genie nicht schon damals zu ahnen begonnen und darum nach einem ihm gemäßen Wirkungskreis gestrebt haben? Wollte man diese Frage verneinen, so würde man alle Erfahrungen leugnen, die sonst mit der Entwicklung des Genies noch stets gemacht wurden. Als er dann Landwirt wurde, und durch seine riesenhafte Arbeitskraft die verschuldeten väterlichen Güter wieder emporbrachte, vermochte selbst diese harte Aufgabe die unbändige Kraft nicht zu zügeln, das heiße Blut nicht zu beruhigen. Bismarck hat selbst einmal erzählt, daß er mehr als fünfzigmal vom Pferde stürzte, und mehrfach mit Gefahr seines Lebens. Schade, daß wir über die Zeitfolge dieser Pferdestürze so gar keinen Bericht haben. Aber es ist anzunehmen, daß sie in jenen wilden pommerschen Jahren geschahen, als sein Gut Kniephof von schaurigen Legenden dicht umwoben war und bei den Philistern unter seinen Standes— und Nichtstandesgenossen im allerschlimmsten Teufelsrufe stand, so daß noch manches Jahr später der alte Herr von Puttkamer sich wie mit der Axt vor den Kopf geschlagen fühlte, als der tolle Bismarck um die Hand seiner Tochter anzuhalten wagte. Warum aber, wenn er den Tag über in wildem Ritt über die Felder galoppiert war und die halben Nächte mit guten Freunden oder vielmehr Kumpanen durchgezecht hatte, saß er dann noch die letzte Hälfte der Nacht brütend über Büchern, über englischer Verfassungsgeschichte oder über Spinoza, für den er sogar noch im Alter bewundernde Worte übrig hatte? Dieses seltsam widerspruchsvolle Treiben zeigt nichts von innerlicher Zufriedenheit, im Gegenteil, von Unruhe, Kämpfen, grollenden Seelenstürmen. In damaligen späteren Briefen ist manche fast verwischte Spur des inneren Ringens jener Frühzeit noch erhalten. Es steht fest, daß Bismarcks Verlobung mit Johanna von Puttkamer auch den Abschluß jener inneren Krise bedeutete. Er hat seiner Frau einen großen Einfluß auf seine Gemüts— und Gedankenwelt zugeschrieben. Namentlich rühmte er, daß sie ihn aus seinem wüsten Heidentum wieder zur Religion, zum Glauben an einen persönlichen Gott zurückgeführt hätte. Hier wird wohl die bekannte Verwechslung von Ursache und Wirkung vorliegen. Bismarck stand in Wahrheit viel zu hoch über seiner Frau, als daß es dieser möglich gewesen wäre, auf seine Philosophie Einfluß auszuüben. Aber er *wollte* von ihr beeinflusst werden, wollte sich auf das Land, das einfache Familienleben, die schlichten Sitten und den schlichten Glauben wieder zurückziehen. Er war auf der Flucht vor seinem Genius, der sein Dämon zu werden drohte.

Ohne Zweifel ergibt sich immer ein gewisser Widerspruch im Wesen Bismarcks, wenn man schärfer hineinschaut. So sehr die Urgesundheit zu dem titanischen Urwollen auch passen mag und es anfangs geradezu bedingt, so gewiß muß einmal eine Spaltung eintreten. Entweder der Titanismus lebt sich

aus, wird zum schäumenden, fiebernden Trotz des Genies — dann ist es mit jeder Gesundheit einfach zu Ende. Oder auch, man beschränkt energisch dieses Urwollen und zieht sich aus grenzenlosen Fernen auf seine liegenden Gründe zurück — dann ist der Überschwang beschränkt und unterbunden, ruhmort nur noch gelegentlich in unterirdischen, vulkanischen Seelenstößen. Natürlich teilt auch das Geistes— und Sinnenleben diesen schließlichen Widerspruch einer ursprünglich vollendeten Einheit. Bismarck hatte bekanntlich die scharfen Sinne eines leidenschaftlichen Naturfreundes der norddeutschen Ebene. Er verstand sich gut auf das laute, lärmende Halali des gewöhnlichen Weidmanns. Besser jedoch konnte er stundenlang auf Anstand stehen, den Blick gespannt für die leiseste Veränderung im Busch, und das Gehör geschärft für jedes fallende Blatt. Und plötzlich, laut hallend, krachte ein Schuß und erschütterte die Luft, während im Gebüsch ein unglückliches Wild verendete. Manchmal konnte auch zu früh gefeuert sein, und in seiner schmerzhaft gespannten Aufmerksamkeit hatte sich der Jäger verleiten lassen, einen Hauch, ein Nichts, einen vorüberhuschenden Sonnenstrahl oder Schatten mit dem erlauerten mächtigen Hochwild zu verwechseln. Wir könnten uns in unserer Phantasie ganz gut einen ins Äußerste hineingehetzten, fast schon krankhaft erregten Weidmann vorstellen, welcher zu scharf sieht, hört und empfindet, und eben darum in maßloser Weise Blei und Pulver verschwendet, mit Erbitterung auf welke, fallende Blätter schießt. Der Durchschnittsjäger ist gegen solche Gefahren hinreichend gewappnet, und das Leben in der Freiluft, auf dem Lande, innerhalb fester Standesgrenzen bleibt ein starkes Schutzmittel gegen jedes Übermaß von krankhafter Verfeinerung. Jedoch, wenn eine also geformte und geschulte Jäger— und Herrschernatur in viel verwickeltere Verhältnisse hineingerät, allwo es zwischen dem gespannten Hinhorchen und dem Schuß des Jägers weit länger dauernde und veränderliche Zwischenstadien zu durchlaufen gilt, und wo sich überdies diese beiden Fähigkeiten noch viel mehr schärfen und verstärken müssen, wird ein innerer Widerspruch ganz unvermeidlich werden. So geschah es mit Bismarck, als er in die Diplomatie eintrat. Er mußte nun nicht nur Blätter fallen und Gras wachsen hören, sondern, was unendlich mehr bedeutete, den verschlungensten, ganz verborgenen Insektenpfaden der menschlichen List und Diplomatie mit geduldigem, unbeirrtem Auge rastlos folgen. Und im entscheidenden Moment galt es dann, nicht nur die Windbüchse abzuschießen und etwa nach dem Hund zu pfeifen, sondern eine Million Bajonette und Kanonen plötzlich zum Abfeuern zu bringen, ein ganzes Volk in schwerfällig—stürmische, unwiderstehliche Bewegung zu versetzen. Bismarck lernte beides mit ungeahnter und unbegreiflicher Leidenschaft, und eben deshalb passierte es ihm oft, daß er ein hysterischer Weidmann wurde, wie wenige in der Politik. Er hat ganz gewaltiges Hochwild erlegt, dem kein anderer beizukommen vermochte, und er ist beim Fallen eines welken Blattes, beim Säuseln eines leichten Lüftchens verstört emporgefahren. Ganze Batterien der schwersten Artillerie ließ er dann heranschleifen und überschüttete ein Nichts, einen Schwarm von Mücken mit einem Hagel von Granaten. Es ist hinlänglich bekannt, wie hochgradig nervös Bismarck manchmal sein konnte, wie fürchterlich ihn Nadelstiche schmerzten, die er mit tödlichen Dolchstößen verwechselte. Es war das eben die Folge seines Mangels an begrifflichem Denken und wissenschaftlicher Einordnung, wodurch er zu einer Wert— und auch Überschätzung der Realitäten verleitet wurde. Wie ihm ein Gut, eine Häuslichkeit, zu einem mächtigen Staatswesen und zur Weltgeschichte organisch und blitzschnell emporschoß, so wurde ihm umgekehrt eine harmlose Stichelei in einem Winkelblatt zu einer grausigen

Verschwörung, zu einem Komplott mächtiger Gegner am Hofe, im Parlament, in den Ministerien. Damit steht es nicht im Widerspruch, daß Bismarck die geistigen Mächte und Gedankensysteme eher unter— als überschätzte und dadurch manchmal irrte, öfter aber noch in der Lage war, den heftigsten Widerspruch der öffentlichen Meinung siegreich zu überwinden, weil er ihrer Stimmung einen praktischen Wert nicht beilegte. Er vermochte es sich eben gar nicht vorzustellen, daß Ideen auf die Massen des Volkes einen entscheidenden Einfluß ausüben könnten. Wo es aber ein nach seinem Sinn auf die Wirklichkeit gerichtetes Streben betraf, das vom privaten Haushalt oder von Persönlichkeiten ausging, horchte und lauschte er mit gespannter Aufmerksamkeit und Erregung, gelangte er zu einer fast unheimlichen Steigerung aller Sinnes— und Empfindungsorgane, zu einer Nervosität, die krankhaft zu werden drohte, bis sie im Moment der Entscheidung seine wilde, zuschlagende Kraft nur noch verstärkte. Solange er aber warten, harren, horchen mußte, konnte ihn zeitweise alle Stärke gänzlich verlassen, so daß er umfiel und zusammenbrach, wie morsches Holz — freilich nur scheinbar, nur auf kurze Zeit. Bismarcks Weinkrämpfe haben eine gewisse Berühmtheit erlangt. Wäre er nicht im Hauptquartier zu Nicolsburg in strömenden Tränen zusammengebrochen, wer weiß, ob es gelungen wäre, den Widerstand der Militärpartei trotzdem zu überwinden, und dadurch der Einigung Deutschlands den Boden zu ebnen. Im Revolutionsjahr 1848 mußte der junge Abgeordnete während seiner Rede plötzlich die Tribüne verlassen, weil ihn richtig der Weinkrampf überfiel. Damals sah er einen guten Teil seiner altpreußischen Jugendideale für immer zusammenbrechen. In klarer, realpolitischer Erkenntnis, die schon gelegentlich durchbrach, wollte er nur retten, was noch zu retten war, sich aber der fertigen Tatsache unterwerfen. In diesem Sinne begann er seine Rede und unterbrach sie sofort, weil seine Nervosität stärker war, als sein realpolitischer Verstand, weil er weinen mußte wie ein Kind. Hier mag auch das Gemüt stark mitgewirkt haben, da er zweifellos einen tiefen, brennenden Schmerz empfand. Seine Mannesnatur war aber sonst geneigt, sich gegen andere und gegen das eigene Gefühl eher hart als weich zu zeigen. Wenn Tränen flossen, so war nicht Gefühlseligkeit, sondern schmerzhaftige Spannung der Nerven, die sich lösen wollte, daran schuld. Immer wieder in allen Kundgebungen, nicht zuletzt auch in den Gedanken und Erinnerungen, bekommen wir die Klage zu hören über die Abnutzung und den schrecklichen Verbrauch seiner Nervenkraft. Wenn er sich gar zu sehr ärgern und kränken mußte, warf ihn die Erregung sofort auf das Krankenlager. Ein etwas unwirscher Brief des Königs Wilhelm über einen möglichen Eintritt des Herrn von Bennigsen ins Ministerium wirkte so niederdrückend auf den Kanzler, daß er zunächst von einem mehrtägigen Fieberanfall geschüttelt wurde und dann jene große Krisis und Krankheit in der Mitte der siebziger Jahre durchzumachen hatte, die ernste Befürchtungen erregte. Früher schon, als er in Versailles ein starkes Unwohlsein überstehen mußte, schrieb sein getreuer Busch diesen Zwischenfall nicht mit Unrecht keineswegs der großen Arbeitslast zu, die der kräftige Mann spielend überwältigte [bewältigte], sondern der Kränkung und Nervosität über den stummen, dauernden unterirdischen Widerstand der Militärpartei und über die Unschlüssigkeit seines Königs. In Bismarcks Memoiren wird einmal der Gedanke ausgesprochen, daß Minister nicht immer die furchtbare Last einer Verantwortlichkeit für eine Politik ertragen könnten, die nicht von ihnen, sondern von unverantwortlichen Ratgebern des Monarchen gelenkt würde. Eine derartige Unmöglichkeit, seiner verantwortlichen Stellung vollauf gerecht zu werden und hemmende Reibungen siegreich zu überwin-

den, habe schon manchen Minister von reizbarem Ehrgefühl in Geistesumnachtung gestürzt. Nicht viel anders äußerte er sich in Versailles, als der Generalstabschef Oberst von Unger geisteskrank wurde. Bismarck verglich das Schicksal eines solchen Generalstabschefs, der nichts durchsetzen könnte und doch für alles verantwortlich wäre, mit dem Schicksal von Ministern, mit seinem Schicksal. »So ein Generalstabschef wird schlecht behandelt, ein Minister auch — allerlei Verdrießlichkeiten, Mückenstiche ohne Ende. Man lasse sich das andere gefallen, aber gute Behandlung kann man nicht entbehren. Ich wenigstens kann schlechte Behandlung nicht ertragen. Wenn ich nicht höflich behandelt werde ...« Damals, als ihm die Worte entfielen, war Bismarck wieder in einer sehr gereizten Stimmung, horchte erregt nach allen Seiten hin und fürchtete fortwährend die schwersten Gefahren: bald Einmischung der Neutralen, bald Heimtücke der Frantkireure ¹, bald hemmende englische Einflüsse auf den Gang der Kriegführung, bald auch den Unverstand der Parteifreunde in Deutschland und böses Treiben seiner Parteigegner. Er litt viel an Schlaflosigkeit und war in einer Stimmung, wo ihn wieder einmal jedes fallende Blatt wild erregte und die Geneigtheit zum erbitterten Kampfe erweckte. Nur daß er in dieser furchtbaren kritischen Lage seiner Neigung nicht folgen durfte, sondern sich der höchsten Achtsamkeit und Vorsicht zu befleißigen hatte. Man kann sich unschwer vorstellen, wie furchtbar gespannt sein Nervensystem damals war, und wird es begreiflich finden, daß er sich so weit hinreißen lassen konnte, sein Schicksal mit dem eines geisteskrank gewordenen Offiziers zu vergleichen. Vernachlässigt aber darf ein solcher Fingerzeig, der in den »Gedanken und Erinnerungen« wiederkehrt, nicht werden. Wir können es ruhig aussprechen, Bismarck besaß ein hochgradig empfindliches Nervensystem, das manche Keime zu krankhafter Entwicklung in sich trug, zu der es freilich nicht gekommen ist, dank der mächtigen Gegengewichte seiner Natur, dank jener oft schon erwähnten liegenden Gründe, zu denen er sich nach allen Stürmen immer wieder zurückzog. Es ist Zeit, diese segensvollen Gegengewichte kennen zu lernen.

Zunächst, trotz ihres Überschwangs, bewahren sich diese Naturen immer eine gewisse Ehrfurcht vor organischer Entwicklung und ein dumpfes, gefühlsmäßiges Mißtrauen gegen alles, was nach Laune und Willkür schmeckt. Sie selber, während sie doch schon nach den Wolken greifen, glauben dabei, noch immer festen Boden unter den Füßen zu haben, merken gar nicht, daß sie schon auf der Spitze des Gebirges stehen, daß der nächste Schritt vorwärts sie unfehlbar in die Tiefe reißt. Ein Blick, der zufällig niederschwebt, kann freilich in unerwarteter und furchtbarer Weise über die Lage aufklären, über den Abgrund zu ihren Füßen Auskunft geben. Wenn aber nur der Kopf und das Gemüt dieser kraftvollen Naturen schwindelfrei bleibt, und sie sich nicht gar zu sehr verirrt und verstrickt haben, wird fast immer die Folge dieser plötzlichen Erkenntnis ein fast fluchtartiger Rückzug in die Täler sein, und diese gebrannten, gewitzigten Kinder werden alsbald zu fanatischen Verherrlichern des Glücks in der Nußschale. Sie werden eine Idylle, ein Kleinbürgertum predigen, eine Spießbürgerei, die uns empören könnte, wenn wir nicht wüßten, welche schwere Erfahrung dahintersteckt. Trotzdem ist diesen bekehrten Hüttenbewohnern nicht wohl in ihrer neuen Lage und Erkenntnis. Das planmäßige, aber ruhelose ewige Wandern liegt ihnen tief im Blute und in allen Gliedern. Darin allein bestand für sie die Gefahr von Anfang an. Nicht viele Menschen werden auf den Gedanken kommen, zu fliegen wie Vögel, sie

1 F. - Freischärler

müßten Techniker sein oder Wahnsinnige. Eine Gefahr also, das Flügelwachs könnte schmelzen und der Menschenvogel zerschmettert herabstürzen, besteht einfach nicht. Gefährlich ist nur die Selbstverständlichkeit, mit der außerordentlich starke und organische Naturen immer und rastlos vorwärts schreiten, steigen und steigen, ohne nach rechts und links zu sehen, weil es ihnen so gar keine Anstrengung kostet, so natürlich, so selbstverständlich erscheint. Der Fehler liegt nicht in dem urgesunden Klettertrieb, sondern im Augenmaß, in der mangelnden Fähigkeit, rechtzeitig aufzuhören; sich selbst die Schranke zu setzen, das fällt dem »Neurastheniker¹ aus übergroßer Gesundheit«, wie Nietzsche sagen würde, weitaus am schwersten. Und wenn er sich schließlich doch beschränkt, geht er gleichfalls in das Gegenteil, wird ein Fanatiker der Nußschale. Die endgültige und dauernde Lösung besteht aber darin, daß diese Männer, nur diesmal mit viel größerer Vorsicht, wieder zu klettern beginnen. Nunmehr blicken sie bei jedem Schritt in die Runde, scharf nach vorwärts und nach rückwärts, sind streng darauf bedacht, rechtzeitig einen Stillstand eintreten und sich den festen Boden unter den Füßen nicht entweichen zu lassen. Darum wird ein also geartetes Ingenium ein größeres Mißtrauen gegen die Hitzköpfe, die Stürmer und Dränger, die phantastischen Wolkenflieger bewahren, als gegen die schlichten und manchmal etwas beschränkten Talbewohner, die ja seinen weiten Zielen nicht immer folgen können. Aber wenigstens bewahrt sich der einfache Mann, der nicht über den Kirchturm seines Dorfes hinaussieht, doch ein sehr gesundes und feines Gefühl für das, was möglich und natürlich ist. Vielleicht wird der Talbewohner in dieser Beziehung die Grenze etwas zu eng stecken — niemals zu weit. Diese Eigentümlichkeit schließt sehr große und schwere Bedenken in sich ein, die ebensogut zu Krankheiten werden können, wie ein übertriebener Titanismus. Da aber das von innerer, eingeborener Kraft gestoßene Genie die Gefahr einer zu großen Eingeengtheit des Gesichtskreises am wenigsten zu fürchten hat, nimmt es nur die gesunden Seiten des Talbewohners wahr: sein Wohlverhalten und seine Ehrlichkeit gegenüber nicht wegzuleugnenden Tatsachen, seine tiefe, gefühlsmäßige Ehrfurcht vor Gesetzen der Menschennatur. So empfand Goethe in der letzten Hälfte seines Lebens, als er sich gegen die Romantiker, gegen Kleist, gegen die Patrioten der Freiheitskriege und die Jungdeutschen heftig wehrte, dafür aber manchen mittelmäßigen, verständigen Schriftsteller wohlwollend, wenn auch nicht ohne behaglichen Spott, begünstigte. Er selbst schuf sich jenes vielbewunderte Ideal einer harmonischen Lebensführung, welches auf nichts weiter hinauslief, als auf eine sorgfältige Anpassung seiner Persönlichkeit an die tatsächlichen Verhältnisse, indem er sie in ihrer tieferen, gesetzmäßigen Bedeutung zu erfassen und zu vertiefen suchte. Gelegentlich erlaubte er sich ja auch Überschreitungen, zum Beispiel Dichtungen, die aber nur noch als Ventile dienten, den Überfluß an Dampfmaße langsam abzuführen. Goethes eigentliche Tätigkeit bestand jetzt darin, mit großen Augen als stiller Beschauer das Leben in sich einzutrinken und die ewigen Gesetze dieses bunten Schauspiels in weisheitsvollen Worten wiederzugeben. Damit hatte er für seine Person die Frage gelöst, wie man ein Halbgott bleiben und sich als ein Meister der Beschränkung erweisen konnte. Nicht so einfach lag die Sache für Bismarck, dessen stürmischer Überdrang zwar gleichfalls und ziemlich früh zu einer Lehre der Beschränkung gelangte, es aber viel schwerer hatte, diese Lehre auch wirklich durchzuführen. Er war kein Dichter, kein weisheitsvoller Betrachter, dem es genügte, eine Erscheinung still und allseitig zu beschauen, sondern er war und blieb eine Willens-

1 N. - ein nervös erschöpfter Mensch

natur, die im wirklichen Leben schaffen, wirken, greifen, besitzen wollte. Ihm genügte nicht das Kunstwerk, die Statue, der weisheitsvolle Spruch — er wollte Herr und Besitzer einer wirklichen Welt lebendiger Menschen sein, und alle seine Worte, auch die künstlerisch und charakteristisch geprägten, verfolgten unmittelbare und sehr praktische Augenblickszwecke. Wie also sollte er bei solcher Veranlagung jene Ruhe und Selbstbeschränkung lernen, dieses gewiß sehr starke Maß von Entsagung, da ihm als Ersatz das umfassende unirdische Geisterreich Goethes doch nicht zu Gebote stand. Bismarck war gewiß ein großer Naturfreund, verliebt in die norddeutsche, endlose Ebene mit ihren dunklen Tannenforsten und Kiefern, mit ihren gelegentlichen Hügeln, von denen sich die lieblichen Ausblicke über Ährenfelder, über frischgrünen Rasen, blinkende Flüsse und Seen erschlossen. Auch trieb er mit leidenschaftlichem Eifer Landwirtschaft, und in jungen Jahren sah es manchmal so aus, als ginge er gänzlich in den Sorgen auf, die ihm die Nachtfroste, schlechter Raps, schlechte Wege, krankes Vieh, tote Lämmer, Mangel an Geld und Dünger bereiteten. Sobald aber diese Sorge nachließ, und er wieder aufatmen konnte, mußte ihm das Eingeschränkte seines Daseins doch wieder als schwere Last auf die Seele fallen. Wer weiß, was noch aus Bismarck, trotz seiner in die kritische Zeit fallenden Heirat, geworden wäre, hätte ihn nicht der Ausbruch der Revolution von 1848 auf einen viel größeren Schauplatz berufen. Der damalige Versuch aber, den Widerspruch zwischen seiner Stellung und seiner unbändigen Natur zu überwinden, bestand in seiner Gottesfurcht, in seiner Rückkehr zum Christentum und in einer romantisch—feudalen Weltanschauung, deren Führer am preußischen Hofe die Gebrüder Gerlach waren. Doch hier beginnt seine Natur bereits weit über das Einzelleben hinauszugreifen und einem ganzen Volke und der Weltgeschichte von ihrer Farbe, Form und Prägung mitzuteilen.

Wer von Bismarcks Jugend sprechen will, der muß vom Kuhhirten Brand sprechen, weil der Reichskanzler selbst Auskunft über diese Persönlichkeit seiner ersten Kinderjahre gegeben hat. In Versailles sagte er noch fünfzig Jahre später, der Name dieses alten Kuhhirten wecke in ihm die Erinnerung an Heidekraut und Wiesenblumen. Außerdem aber erinnerte ihn der Kuhhirt an den zweiten König von Preußen, an Friedrich Wilhelm den Ersten, den Vater Friedrichs des Großen. Der Kuhhirt wurde über neunzig Jahre alt und war ungefähr im Jahre 1730 geboren, während Friedrich Wilhelm der Erste erst zehn Jahre später aus dem Leben schied. Der Vater des Brand leistete dem alten Soldatenkönig Vorspanndienste in Köslin, so daß sein Sohn als Kind den gestrengen Herrn einmal zu Gesicht bekam. Ungefähr achtzig Jahre später fand dann der alte Kuhhirt die Gelegenheit, diese ferne Erinnerung abermals einer ganz jungen Kinderseele zu überliefern, die nach einem halben Jahrhundert noch nichts davon vergessen hatte. In jenem Versailler Tischgespräch äußerte Bismarck sogar die Vermutung, der alte Hirt müsse in seiner Kindheit noch Leute gesprochen haben, die die Schlacht von Fehrbellin ¹ miterlebten. So also hatte der Knabe Bismarck anderthalb Jahrhunderte preußischer Geschichte gleichsam mit Augen geschaut, ganz persönlich erlebt, statt sie nur aus Büchern und in der Geschichtsstunde überliefert zu erhalten. Damals in Versailles äußerte sich der Reichskanzler auch darüber, wie auf dem Lande die Vergangenheit viel mehr in die Gegenwart lebendig und anschaulich hineinragt, als in der Stadt. Bei einer so durchaus auf Anschauung, Erfahrung, persönliches Erlebnis angewiesenen Natur, wie Bismarck eine war, bedeutete

1 Sieg des Großen Kurfürsten über die Schweden 1675

es geradezu etwas Unermeßliches, daß in der frühesten Kindheit schon alt-preußische Geschichte von ihm nicht gelernt, sondern geschaut, erfahren, erlebt wurde. Der alte Kuhhirt hat in seinen besten Jahren das Zeitalter Friedrichs des Großen mit durchgemacht und konnte dem aufhorchenden Kinde so manches von seinem Urgroßvater erzählen, dem tollen und wüsten Dragoner-obersten August Friedrich von Bismarck, der in dem Garnisonsort Gollnow ein wildes, ausgelassenes Zecher— und Junkerleben führte, um dann als ein wackerer Soldat im Heere König Friedrichs in der Dreifaltigkeitskirche zu Schweidnitz sein Grab zu finden. Es wird auch nicht ohne Einfluß auf die Phantasie des Knaben gewesen sein, daß dieser wilde Urgroßvater, dem er selbst wie aus dem Gesicht geschnitten ähnlich sah, eine Tochter des berühmten Feldmarschalls Derfflinger, des Siegers von Fehrbellin und Rathenow, zur Frau hatte. Er selbst, der spätere Reichskanzler, erblickte das Licht der Welt im Jahre 1815, als eben der letzte Kampf gegen Napoleon spielte, und er konnte aus dem Munde seiner Eltern vernehmen, wie sie als eben Vermählte im Jahre 1806 vor der Wut der französischen Soldateska aus Schönhausen fliehen mußten. Einer seiner Oheime, Leopold von Bismarck, fand in den Freiheitskriegen, kurz vor der Geburt des Neffen, den Tod. Alle diese Erinnerungen stürmten in seiner Kindheit auf ihn ein, und er vergaß sie niemals mehr. Eine andere, um mehr als dreihundert Jahre zurückliegende Familienreminiszenz konnte damals, eben wegen ihrer zeitlichen Entfernung, keinen tieferen Eindruck auf ihn machen. Später freilich desto mehr. Seine Ahnen, nachdem sie die Patrizierstellung in Stendal aufgegeben hatten, lebten ursprünglich durch anderthalb Jahrhunderte auf Schloss Burgstall im Süden der Altmark, wo es treffliche Jagdgründe gab — die im sechzehnten Jahrhundert der Familie zum Verderben wurden. Denn Burgstall grenzte an Letzlingen, an die Jagdgründe des Kurprinzen Hans Georg, des Sohnes von Joachim dem Zweiten. Es spielte sich nun in etwas milderer Form die uralte Geschichte vom Weinberg des Naboth ¹ ab. Oder, um ein Seitenstück aus der preußischen Geschichte anzuführen, es begann zu Burgstall und Letzlingen um 1562 herum ein Vorspiel zu der später berühmt gewordenen Mühle von Sanssouci. Nur daß alles den genau umgekehrten Verlauf nahm. Damals hatten die Hohenzollern in Berlin noch keine Kammergerichte eingerichtet, die ihnen selbst lästig werden konnten. Die Bismarcks auf Burgstall erfuhren schweren Druck und fürstliche Ungnade. Wie der Reichskanzler ingrimmig in Versailles behauptete, wurden seine Ahnen bei gesalzenen Speisen ohne Wasser eingesperrt, bis sie schließlich nachgaben. Es half nichts, daß die beiden Brüderpaare Bismarck, die in jenem verhängnisvollen Jahre auf Burgstall hausten, dem Prinzen gar beweglich vorstellten, »daß ihre Vorfahren mit Gut und Blut willig ihre Dienste den Kurfürsten geleistet, daß sie lieber in dem althergebrachten zierlichen Stande bleiben, als leichtfertig denselben verrücken wollten«. Sie mußten das Familiengut dem habgierigen Fürsten überlassen und Schönhausen zum Tausch nehmen — ein materiell sehr unvorteilhafter Tausch, behauptete nachmals ihr großer Enkel. Wohl möglich. Wenn die Großen und die Kleinen zu tauschen beginnen, kommen allemal die Kleinen schlecht weg. Damals war die Macht des Adels bereits so gut wie gebrochen. Schon durch den Großvater des Hans Georg, den Kurfürsten Joachim den Ersten. Die Bismarcks aber, die sich, im Gegensatz zu den meisten ihrer Standesgenossen, den ersten Hohenzollern warm angeschlossen hatten, scheinen seitdem einen Stachel im Gemüt zurückbehalten zu haben. Noch Friedrich Wilhelm der Erste hielt es in den zwanziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts für angebracht, seinem

1 1. Kön 21.1

»lieben Sukzessor« in einem damals niedergeschriebenen Testamentsentwurf dringend zu empfehlen, daß er dem renitenten Geschlecht der Bismarcks den Daumen fest auf das Auge drücken möchte. Vermutlich hat sich aber schon in der letzten Hälfte der Regierung des Soldatenkönigs dieser Groll gründlich gelegt, da Friedrich der Große sich in keiner Weise zu beklagen hatte. Erst mußte das neunzehnte Jahrhundert mit seiner Auflehnung gegen jede absolute Fürstengewalt kommen, bevor in dem Größten des Geschlechts diese alten, längst vergangenen und vergessenen Geschichten zu neuem Leben erwachten. Merkwürdig aber, dieser renitenteste aller Bismarcks wurde trotzdem zugleich einer der treuesten und erfolgreichsten Diener, den die Hohenzollern je gehabt haben.

Von Schönhausen wurde der sechsjährige Knabe plötzlich nach Berlin gebracht. Er kam in die Plamannsche Erziehungsanstalt, eine Schule, über welcher zugleich der Geist Pestalozzis und des Turnvaters Jahn schwebte. Dort wurde der Teutonismus großgezogen, und alle Welt schwelgte noch in burschikosem Franzosenhaß, in Erinnerungen an die Freiheitskriege. Auch der Adelshaß des aufstrebenden Bürgertums machte sich in dieser Erziehungsanstalt wie auch auf den beiden Gymnasien breit, die Otto v. Bismarck alsdann noch besuchte. Er hatte darunter zu leiden, daß das Wörtchen »von« vor seinem Namen prangte. Aber in seinen Memoiren hebt er ausdrücklich hervor, daß er sich durch diese Abneigung keineswegs zu Angriffen verleiten ließ. Er war aber auch nicht der Mann, der solche Angriffe vergaß. Auch diese Erfahrung vertraute er dem eisernen Schrank seines Gedächtnisses. Damals kam er mit dem werdenden neudeutschen Nationalgefühl zum ersten Male in Berührung. Bezeichnend genug, daß eine kleine Anekdote, welche in hausbackener Weise den Geist Ciceros heraufbeschwor, um darzutun, wie herrlich weit die einstigen germanischen Barbaren es inzwischen gebracht hätten, den tiefsten und dauerndsten Eindruck auf ihn machte. Es wird daselbst das Reiseabenteuer eines deutschen Prinzen berichtet, der den venezianischen Nobili zu Gemüte führt, daß die Deutschen die Buchdruckerkunst und das Pulver erfunden hätten, während Italien seit der Römerzeit nur immer mehr heruntergekommen wäre. Wir wundern uns bei Bismarck gar nicht über den tiefen Eindruck dieser kleinen Erzählung. Er sah hier gleichsam wieder ein Stück Weltgeschichte mit Augen. Im engsten, fast häuslichen Rahmen der Alltäglichkeit entrollte sich ihm das wechselvolle Schicksal zweier großer Kulturvölker. Das war Bismarcks Art, die Welt zu sehen, und auch die Art Goethes. Vom Besonderen ging er in das Allgemeine, von der Anekdote in die Weltgeschichte. Und offenbar drang diese Anekdote tiefer in seine Seele ein, als die ganze Hohenstaufenromantik jener Tage. Freilich lernte er eifrig genug auch deutsche Geschichte des Mittelalters und stand auf seiten der alten Kaiser, wenn sie aufrührerische Vasallen niederwarfen. Das aber geschah nicht aus deutschromantischer Vaterlandsliebe und aus Einheitsschwärmerei, sondern aus dem angeerbten und anerzogenen Autoritätsgefühl des Sprößlings einer altpreussischen Offiziersfamilie. Damals überwogen noch die preussischen Erinnerungen weitaus die märkischen Reminiszenzen aus dem sechzehnten Jahrhundert. Daher änderten sich seine Sympathien auch gründlich, als er in seinem Geschichtsunterricht zum Großen Kurfürsten von Brandenburg gelangte, dem eigentlichen Begründer des preussischen Staates. Nun fand er es ganz in der Ordnung, wenn der Kurfürst und seine Nachfolger, die preussischen Könige, mit der kaiserlichapostolischen Majestät in Wien heftig zusammengerieten, und den Siebenjährigen Krieg hat er offenbar durchaus gebilligt. Das alles zeigt zur Genüge, wie wenig seine damaligen deutschen Gefühle, die ihre

stärkste Nahrung aus einer Anekdote schöpften, mit den Hoffnungen und Träumen der Arndt, Schenkendorff und Jahn etwas gemeinsam hatten. Er schätzte an den Deutschen keineswegs gerade die Tatsache, daß sie einst in ferner Vergangenheit weltbeherrschende Kaiser besaßen, wie die Salier und die Hohenstaufen. Das berührte ihn im Grunde sehr wenig. Aber er war schon damals ein eifriger Jäger. Wie sollte er darum nicht, wenn er in fröhlichem Jugendübermut eine Pistole losknallte, den wackeren Deutschen seinen Dank erweisen, die das Pulver erfunden hatten? Über Reiten und Jagen vergaß er aber nicht das Studium und die Lektüre. Er las viel und oft, vertiefte sich besonders in Geschichtswerke und benutzte eifrig die von seinem Großvater in Schönhausen angelegte Bibliothek. Wahrscheinlich ist ihm auch damals schon die Zeitungslektüre nicht fremd geblieben. Auch das war ein Grund, Hochachtung für die Deutschen zu empfinden, die ihm die Lektüre durch die Erfindung der Buchdruckerkunst so außerordentlich bequem gemacht hatten. Man sieht, diese Art von Nationalgefühl brauchte noch lange keine politischen Folgen zu haben. In Wahrheit blieb er zunächst ein sehr kräftiger preußischer Partikularist, und es ist bezeichnend, wie schon in seinen Anfängen der junge Bismarck gar keinen Sinn für eine allgemeine, von allen Einzelheiten absehende politische Idee bewies. Der tiefe Eindruck jener Anekdote beweist vom Standpunkt der Einheitsbestrebungen nicht für, sondern gegen Bismarcks damaliges Deutschtum. Deshalb verflog es auch recht schnell, als er erst in Göttingen mit Korps und Burschenschaft in nähere Berührung kam.

Viel wichtiger und für sein ganzes Leben bedeutungsvoller war es aber, daß Bismarck das Gymnasium als ein halber Republikaner verließ. Er dachte wenigstens sehr darüber nach, woher es wohl gekommen wäre, daß sich Millionen Menschen so oft die Herrschaft eines einzelnen gefallen ließen. Und er hat noch viel später darüber nachgedacht, nur daß sich ihm, seiner persönlichen Anlage gemäß, die Frage dahin zuspitzte, warum wohl die Bismarcks, die lange vor den Hohenzollern in der Altmark saßen und doch wahrlich nicht von schlechterer Art waren, sich dennoch dieser eingewanderten Familie unterordneten. Daß diese Frage ihn sehr lange und sehr ernstlich beschäftigt hat, beweist das berühmte Tischgespräch in Ferrières vom 28. September 1870: « — — warum soll ich mich denn diesen Hohenzollern unterordnen? Es ist eine schwäbische Familie, die nicht besser ist als meine, und die mich dann gar nichts angeht. Ich wäre dann schlimmer als Jacoby ¹, den man sich dann schon gefallen lassen könnte als Präsidenten ... oder auch als König ...» »Ja, ich bin Republikaner — im höchsten Grade,« versicherte damals Bismarck, womit er seine ursprüngliche Naturanlage, seinen Hang zu persönlicher Unabhängigkeit bezeichnete. Es wird wohl auch mehr als Zufall gewesen sein, daß der Bundeskanzler wenige Tage vorher, am 22. September, die Erinnerung an Burgstall und Letzlingen wieder aufgewärmt hatte. »Wenn ich jetzt mit dem König in Letzlingen jage, so ist's der alte Wald unserer Familie. Burgstall ist uns von den Hohenzollern abgedrückt worden — vor dreihundert Jahren — rein aus Jagdneid. Es gab damals dort wohl noch einmal soviel Wald als jetzt. Zu der Zeit war es nicht viel wert, mit Ausnahme der Jagd. Heutzutage ist es Millionen wert. — Sie haben's uns damals mit allerlei Zwang und Gewalttat abgepreßt. — Rechtsverletzungen, Einsperrung bei salzigen Speisen ohne Getränk, als der Besitzer nicht wollte. Die Entschädigung war unbedeutend — nicht der vierte Teil des Wertes, und jetzt ist's fast ganz zu Wasser geworden ...« Wenn Bismarck damals noch so sprechen konnte, wo er über das

1 J. - Johann Jacoby, Arzt, Vorkämpfer für die jüdische Gleichberechtigung, preußischer Politiker und führender deutscher Radikaldemokrat. † 1877

Draufgängertum seiner frühesten Zeiten längst hinausgelangt war und sich als treuer Diener der Hohenzollern bewährte, kann man sich vorstellen, wie er in den Tagen empfunden haben mag, als er voll Unmutes und scheinbar für immer dem Staatsdienste den Rücken kehrte. Denn auch seinem engeren Staat Preußen entfremdete er sich gründlich, als er sich als Auskultator¹ und späterer Steuerbeamter für die diplomatische Karriere im Zollparlament vorzubereiten suchte. Darüber geben die »Gedanken und Erinnerungen« für jeden, der auch nur entfernt zwischen den Zeilen zu lesen versteht, reichliche Auskunft. Trotz seines burschikosen Wesens von dazumal und trotz der gelegentlich aufblitzenden Herrennatur hat er als junger Beamter tüchtig gearbeitet, und ganz ohne Frucht für sein späteres Leben ist diese Zeit nicht geblieben. Die Hauptwirkung aber war doch, daß er eine tiefe Abneigung gegen Geheimräte und Bürokraten einsog und den Landedelmann als ein Wesen besserer Art empfinden lernte. Der junge, einundzwanzigjährige Jurist bekam in Berlin die Erledigung von Ehescheidungssachen zugewiesen. Das aber bedrückte ihn, da er es mit seiner Verantwortung sehr ernst nahm. Er arbeitete unter einem bürgerlichen Vorgesetzten, der die modische Abneigung gegen den adeligen Untergebenen durchaus nicht zu verbergen suchte. Dabei aber wußte Bismarck, daß er dem alten Herrn an Gewissenhaftigkeit und Fleiß weit überlegen war. Dem Faß den Boden ausgeschlagen hat dann offenbar jene Szene, welche die Leichtfertigkeit und Faulheit seines Vorgesetzten im grellsten Lichte zeigte. Der junge Beamte fühlte sich in seinem Gewissen schwer bedrängt, als er es einmal mit einem hadernden Ehepaar zu tun bekam. Der Mann wollte geschieden sein, die Frau aber nicht. Der Vorgesetzte, den er zur Hilfe rief, stellte keinesfalls die vom Gesetz vorgeschriebenen Sühneveruche an, sondern redete der Frau frisch und fröhlich zu, doch nicht dumm zu sein und sich scheiden zu lassen. Da aber die Ehefrau bei ihrer Weigerung verblieb, ließ sich der würdige Vorgesetzte dadurch nicht abhalten, dem jungen Untergebenen ein Protokoll zu diktieren, in welchem zu lesen stand, daß man vergeblich versucht hätte, auf Grund von Ermahnungen, die dem Gebiet der Religion und gesunden Vernunft entnommen waren, die Ehegatten zu versöhnen — eine Unwahrheit, zum mindesten eine unehrliche Auslegung der gesetzlichen Vorschrift. Bismarck versichert, daß er die Worte jenes Protokolls nie mehr vergaß. Sehr natürlich. Der Idealismus der Jugend erlebte hier eine erste große Enttäuschung, und es wird schwerlich ohne Wirkung geblieben sein, daß dieser treffliche Vorgesetzte zugleich ein Adelshasser war. Später ging er von den Ehescheidungssachen zur prozessarischen Protokollführung über und lernte dabei die Kehrseite des Großstadtlebens gründlich kennen. Man kam einer Verbindung zum Zwecke unnatürlicher Laster auf die Spur, die sich in sehr hohe Kreise hineinerstreckte, und es hätte einen aufsehererregenden Prozess gegeben, wäre nicht der Justizminister dazwischengetreten und hätte die Akten eingefordert — um sie nicht mehr zurückzugeben. Bei einer Natur wie Bismarck führten solche Erfahrungen sicherlich zu umfassenden sozialen und politischen Schlußfolgerungen. Er blieb ja zeit seines Lebens von der selbst erfahrenen Anekdote abhängig, die sich in ungeheurer Steigerung sofort zu riesenhaften Regierungsmaßregeln auswuchs. Wie sollte er in jungen Jahren, die doch im allgemeinen Vorsicht und Duldsamkeit nicht kennen, von solchen Erlebnissen unbeeinflusst bleiben? Es war ihm nicht möglich, zu prüfen, ob das Beamtentum in seiner Gesamtheit sich mit seinem seltsam gewissenhaften, antiaristokratischen Vorgesetzten decke oder nicht, und er wird, als er mit jener unsittlichen Verbindung zu tun

1 A. - Beisitzer ohne Stimmrecht bei Gericht

bekam, in Berlin ein Sodom und Gomorrha erblickt haben, wie heute noch schnell fertige Leute es zu erleben glauben, wenn einmal eine partie honteuse¹ des Großstadtlebens vom hellen Sonnenlicht getroffen wird. Allerdings liegt hier nur eine Vermutung vor, die sich auf die innerste Wesensart des Bismarckischen Genius zu stützen sucht. Seine Abneigung gegen die großen Städte ist nicht erst durch die Revolution hervorgerufen worden. Schon der Knabe hat die plötzliche Versetzung von Schönhausen nach Berlin sehr bitter empfunden und offenbar seiner Mutter so bald nicht verziehen. Die Tränen traten ihm immer in die Augen, wenn er auf der Landstraße bei Ausflügen Bauern und Pflüger zu Gesicht bekam. Diese Empfindung konnte zeitweilig von der Oberfläche verschwinden, wenn sein von der Mutter ererbter Ehrgeiz ihn in die diplomatische Laufbahn oder an den Hof trieb. Aber im Untergrunde seines Gemüts blieb dieses Gefühl immer lebendig, und jene amtliche Erfahrung war nur geeignet, es zu verschärfen und zu vertiefen. Später hat Bismarck dann noch in der Rheinprovinz und in Potsdam gearbeitet und bewiesen, daß die natürliche Neigung der meisten Beamten, die Staatsgewalt möglichst über alle Gebiete des Lebens auszudehnen, ihm allezeit fremd blieb, daß er mit einem Wort durchaus kein Vorbild des preußischen Bürokraten war, weder nach der schlimmen, noch nach der guten Seite. Die Frage, ob der Staat bei öffentlichen Bauten und Anlagen das Recht hätte, Privatbesitzer gegen angemessene Entschädigung in mäßigem Grade zu enteignen, hat der junge Bismarck schlankweg verneint. Nie könne man ihn entschädigen, erklärte er zürnend, wenn man das Grab seiner Tante in einen Ententeich oder Aalsumpf verwandele. So schrieb nicht ein preußischer Beamter, sondern ein märkischer Edelmann. Und es war und blieb das dauerndste Resultat von Bismarcks erster Staatsdienstzeit, daß er zum Vollbewußtsein seiner unabhängigen aristokratischen Stellung gelangte, daß er zum Beamtentum und zum zentralisierten Staat auf lange hinaus eine feindselige, mißtrauische Stellung einnahm. Von hier aus wandelten sich auch seine halb republikanischen, von der Schule mitgebrachten Neigungen, die eine besondere kurze Untersuchung verdienen.

Bismarck hat mit dem Wort Republikaner eigentlich immer nur den Begriff persönlicher Unabhängigkeit und schlicht vornehmer Lebensführung verbunden. Das beweisen die Charakterisierung seines alten kaiserlichen Herrn gegenüber dem General Grant und das schon erwähnte Tischgespräch in Ferrières. Dort erklärte Bismarck, von Natur wäre er Republikaner und würde daher, wenn andere Gründe ihn nicht hielten, sofort einpacken und nach Varzin² gehen, um dort das Leben eines unabhängigen Landedelmanns zu führen. Diese Worte lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, erschöpfen aber schwerlich das eigentliche Wesen des Republikanismus. Es kommt in der Republik gar nicht darauf an, daß der Landedelmann oder wer sonst in vornehmer Unabhängigkeit dahinglebe, sondern daß die abstrakte Staatsgesinnung und ein mächtiger, politischer Gemeinssinn auch den letzten Bürger erfüllt, alle Volksklassen allgewaltig durchdringt, so daß irgendeine andere Lebensregung dagegen kaum aufkommt. Es ist geradezu die Voraussetzung für eine dauerhafte Republik, daß sich der einzelne nicht in das Privatleben zurückzieht und sich begnügt, eine absolute Unabhängigkeit zu genießen, sondern daß im Gegenteil möglichst viele, womöglich alle die Verpflichtung empfinden, sich bis zum letzten Hauch ganz in den Dienst des

1 p. h. - Schandfleck

2 v. - ein Dorf in Hinterpommern, Bismarck förderte 1873 daselbst die Errichtung einer Papierfabrik

Staates einspannen zu lassen, sich diesem Gott oder Götzen einfach hinzuopfern. Wohl verbürgt die Republik eine gewisse Unabhängigkeit und Gleichstellung gegenüber anderen Persönlichkeiten, aber nur um den Preis der vollen Unterwerfung aller unter den Staat und das Gesetz. Davon aber war Bismarck sehr weit entfernt. Viel republikanischer als er waren im innersten Wesen die preußischen Bürokraten, die er verabscheute. Nicht republikanische, sondern antistaatliche, fast könnte man sagen, anarchistische Gesinnung erfüllte ihn. Unabhängigkeit war sein Ideal, volle Selbstbestimmung der Persönlichkeit, die sich um keinen König und um kein Gesetz zu kümmern brauchte, sondern tat, wonach es sie im Herzen gelüstete. Ihm war damals wirklich, was seine Frau später zu Unrecht behauptet hat, eine Wruke ¹ auf seinem Acker wichtiger als die ganze Politik — auch als sein König. Er wollte unabhängig sein, und keine höhere Gewalt sollte sich in sein Landleben, wenn er im kleinen Kreise als Herr und König schaltete, hineinmischen — das war sein ganzer Republikanismus. Offenbar hat er ursprünglich in ganz wörtlichem, staatlichem, antikem Sinn der Republik gehuldigt, und es bedeutete einen ganz gewaltigen Abfall von seinem Ideal, wenn er dem Racker von Staat überhaupt den Rücken kehrte und die Beamten mit seinem grimmigen Haß beehrte. In ganz ähnlicher Weise ist er auch vom Heidentum, wie er es nannte, vom Spinozismus seiner Jugend abgefallen.

«... es ist hier alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwagen, und das Meer bleibt. Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelei, und ob nun das Fieber oder die Kartätsche die Maske von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang, und dann wird zwischen einem Preußen oder Österreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine Ähnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht. Auch die Dummen und die Klugen sehen, reinlich skelettiert, ziemlich einer wie der andere aus. Den spezifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los, aber es wäre auch zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unserer Seligkeit angewiesen wären ...» So schrieb am 2. Juli 1859 Herr von Bismarck von Petersburg aus an seine Gemahlin. Schwere Sorge bedrückte ihn damals. Es sah aus, als wollte sich die preußische Regierung in den Krieg zwischen Frankreich—Sardinien und Österreich zugunsten des letzten Staates einmischen — zu ihrem eigenen, größten Schaden. Bismarck kannte von Frankfurt her die österreichische Politik nur zu gut und wußte genau, daß die Staatsmänner der Hofburg nichts dagegen haben würden, wenn Preußen für Österreich die Kastanien aus dem Feuer holte, daß sie aber nicht daran dachten, diesem gehaßten und gefürchteten Staate auch nur den kleinsten Machtzuwachs zuzugestehen. Vielleicht dachte er im stillen an das Schicksal des Großen Kurfürsten, dessen Hilfe sich die Hofburg einst auch hatte gefallen lassen, den sie aber hinterher schmählich im Stiche ließ, so daß er von der französischen Übermacht gezwungen wurde, den Frieden von St. Germain zu unterzeichnen. In solchen historischen Erinnerungen war Bismarck stark, und außerdem begann sich das diplomatische Genie in ihm bereits wild zu regen. Aber man hatte ihn an der Newa kalt gestellt, und er mußte ruhig und ohnmächtig zusehen, wie die maßgebenden Persönlichkeiten in Berlin den Staat auf die schiefen Ebene führten. Was blieb dem tief Erregten scheinbar übrig, als die vollkommenste, zähneknirschende Ergebung? In dieser tiefsten Not, so scheint mir, klangen längst vergessene und überwundene spinozistische Gedankenreihen wieder in ihm an, nur, daß jetzt die Kehrseite zum Vorschein kam, daß

1 W. - Steckrübe, Kohlrübe

ihn tief niederdrückte, was einst in der Jugend seine Begeisterung und Bewunderung erweckte. Es ist so selbstverständlich und begreiflich, warum Bismarck sich ursprünglich vom Glauben an einen persönlichen Gott abkehrte und zum spinozistischen Pantheismus schwur. Geborene Herrschernaturen werden stets in jüngeren Jahren eine Abneigung gegen dogmatisch—positive Religionen empfinden, die den Anspruch auf absolute Unterwerfung erheben. Bismarck trat überdies als Knabe mit einer sehr freigeistigen Theologie in Berührung, da er von Schleiermacher ¹ konfirmiert wurde. Er hatte also Anhalt genug, von dem aus er sich nach der religiösen Linken entwickeln konnte. Dem jungen, selbstbewußten Menschen wird das Schlagwort nicht unverständlich gewesen sein: »Homo homini Deus est«. Zugleich aber lebte er in enger Verbindung mit der Natur und den schlichten Mächten des Lebens, erkannte mit Schauer und Ehrfurcht den großen, gesetzmäßigen Zusammenhang zwischen allen Kreaturen. Vergangenheit und Gegenwart hatte er schon als Kind mit gleichsam leiblichen Augen zusammenhängen sehen, und damals hat der mächtige Eindruck einer großen Einheit den der trotzdem vorhandenen Verschiedenheit sicherlich weitaus überwogen. Ebenso fühlte und erlebte er die Einheit von privatem und staatlichem Leben, von Anekdote und Weltgeschichte — kurz, in jungen Jahren, wo das allgemeine Lebensgefühl immer stärker wirkt, als die persönliche Besonderheit, mußte Bismarck, ganz wie Goethe, von der spinozistischen Substanz berauscht werden, von dieser ungeheuren Riesenknospe, aus welcher das Weltall mit seinen Fixsternen, Sonnen, Planeten immerfort in rastlos neuer Gestaltung emporblüht. Wenn diese Blüten schließlich welken, die gewaltige Knospe bleibt unsterblich, sendet immer neue Welten aus sich heraus — immer dieselbe Welt in wechselnden Formen. Gerade Bismarcks gewaltige und ganz auf das Wirkliche gerichtete Vernunft und sein entschiedener Mangel an Abstraktheit mußte ihn für den Pantheismus Spinozas mächtig einnehmen, für dieses Meer, das blieb, wie auch die Wasserwogen kommen und gehen mochten. Besser noch ließe sich die norddeutsche Ebene zum Vergleich heranziehen mit ihren scheinbar unveränderlichen Wäldern, Wiesen, Dörfern, Ackerfluren und Menschen, so daß es in dieser großartigen Einförmigkeit schier gleichgültig erscheint, ob der Vater, der Sohn, der Enkel oder der Urenkel auf der Scholle sitzt, da nicht der einzelne interessiert, sondern die Substanz, eben die norddeutsche Heide. Gegenden von dieser Wirkung gibt es heute noch, und in Bismarcks Jugend werden sie noch viel häufiger zu finden gewesen sein. In einer solchen Ebene verlebte er seine Kinderjahre, und ihr gehörte sein Herz weiter durch sein ganzes Leben, auch als er das Elternhaus verlassen hatte. Es ist begreiflich, daß Bismarck Spinozist wurde: ein mächtiges Lebensgefühl, zugleich Selbstbewußtsein der werdenden Persönlichkeit und tiefe Ehrfurcht vor der Gesetzmäßigkeit der Natur, entwickelte die freigeistigen Keime, die im schleiermacherischen Berlin in der Luft lagen, bei dem jungen Genie nach dieser Richtung hin. Und diese Wirkung war so tief, so nachhaltig und so gewaltig, daß er sie erst in den ersten Mannesjahren völlig überwand. Dieses religiös—philosophische Jugenderlebnis hatte eben an seine innerste Natur gerührt. Freilich, nur eine Saite seines Lebens kam dabei zum Erklingen, und wie er sich aus der ganz allgemeinen, naturhaften Lebensstimmung zu spezifisch Bismarckischer Besonderheit zu entwickeln begann, geriet er bald in den gleichen peinlichen

1 S. - Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, protestantischer Theologe, Altphilologe, Philosoph, Publizist, Staatstheoretiker, Soziologe, Kirchenpolitiker und Pädagoge. In mehreren dieser Wirkfelder wird er zu den wichtigsten Autoren seiner Zeit, in einigen auch zu den Klassikern der Disziplin überhaupt gerechnet. † 1834

Zwiespalt zum spinozistischen Pantheismus, der sich auch bei seinem Republikanertum ergeben hatte.

Es kam schließlich die Zeit, wo es ihm ingrimmigen Schmerz bereitete, daß der Kluge und der Dumme, reinlich skelettiert, so gar nicht mehr voneinander zu unterscheiden wären. Da gefiel ihm auch das Meer nicht mehr, gegen welches die einzelne Wasserwoge so gar nicht aufkam. Ihm war es durchaus nicht gleichgültig, ob Krieg wäre oder Frieden, Torheit oder Weisheit, ob er zu den Preußen gehörte oder zu den Österreichern. Der Spinozismus schnitt jetzt tief in seine Seele, und heißen Schmerz bereitete ihm, was einst seine Begeisterung erweckt hatte. Die Fragwürdigkeit des landläufigen Pantheismus liegt ja darin, daß er gezwungen ist, das Einzelwesen im Meer der Substanz zu ertränken, so daß starke und selbstbewußte Naturen sich immer gegen ihn auflehnen und ihn mindestens zu ändern suchen werden. Sehr leicht hatte es Goethe, aus diesem Zwiespalt herauszukommen, der ein Dichter war, dessen Persönlichkeit ganz auf der Hingabe an die allgemeinen und ewigen Naturgesetze und Naturbestimmungen beruhte. Je tiefer und inniger ein allgemein menschliches oder naturhaftes Gefühl durch seine Brust zog, desto heller und siegreicher flammte der dichterische Genius in ihm empor — dieser Wesenskern seiner Persönlichkeit. Er also empfand keinen Widerspruch zwischen Natur und Persönlichkeit, er konnte im Spinozismus das eigentliche Fundament seiner Weltanschauung finden. Ganz anders aber der Tatmensch Bismarck, dem der Ehrgeiz im besten Sinne des Wortes nicht fremd war, nämlich jenes tiefe Bedürfnis, sein ganz persönliches Leben in engerem oder weiterem Kreise als notwendig für die Mitwelt zu empfinden. Nicht um eine naturgesetzliche Notwendigkeit handelte es sich ihm, sondern um ein ganz praktisches Empfinden der Wirksamkeit seines, des Bismarckischen Lebens. Ob er nun ein Gut verwaltete oder einen großen Staat regierte, er wollte nicht zugeben, daß seine Tätigkeit für Schönhausen oder Deutschland im großen Weltall eine andere Bedeutung haben sollte, als die verflutende Wasserwoge im unendlichen Meer. Bismarck hatte einst republikanische Anwandlungen durchgemacht, weil sein großes Selbstgefühl sich gegen jede Unterwerfung unter die Gewalt eines einzelnen aufbäumte. Und ganz ähnlich mochte es ihm widerstreben, das Joch einer dogmatischen Kirche auf sich zu nehmen. Wie aus dem Gefängnis auf das Meer, so schiffte er auf den wogenden Ozean des Pantheismus hinaus, um gar bald mit Zorn und Scham seine eigene Bedeutungslosigkeit gegenüber dem Universum zu empfinden. Bismarck bedeutungslos — dieser Widerspruch war gar zu grotesk, zu gewaltig, zu unmöglich, um in seiner Seele lange zu bestehen. Mit einem Ruck schleuderte er den Kultus des abstrakten Staates wie auch des abstrakten Universums von sich und reckte sich im Hochgefühl der eigenen Bedeutsamkeit machtvoll empor. Er hat die Substanz ebenso mißtrauisch ansehen gelernt, wie die Bürokratie, und die spinozistischen Modi bedeuteten ihm vermutlich nicht viel mehr als die preußischen Geheimräte, die er bekanntlich sein Leben lang mit keinem besonderen Wohlwollen beehrte. Kurz, Bismarck bewahrte auch auf diesem Gebiete gewisse anarchistische oder sagen wir titanische Anlagen, die ihm eine Unterwerfung unter das Universum nicht gestatteten. Um diesem verhängnisvollen Zwiespalt zu entgehen, unterwarf er sich lieber den Personen, mit denen er hoffen durfte, sich gemäß seiner Persönlichkeit abzufinden, als den ehernen, unerbittlichen Naturgesetzen und den abstrakten Mächten. Also auch lieber einem persönlichen Gott an Stelle der Substanz.

Ein reiner Persönlichkeits— und Ichmensch konnte Bismarck trotz alledem nicht werden. Zu tief hatte er den Zusammenhang des einzelnen mit dem

Weltall und mit dem Staat empfunden, um sich frisch und fröhlich auf eine Robinsoninsel zurückzuziehen. Seine Lage wurde dadurch erschwert, daß er nicht von Geburt an in die erste Reihe, nicht an die Spitze der gesellschaftlichen und politischen Macht zu stehen kam. Wäre er als ein preußischer König geboren worden, so hätten die Kämpfe seiner Jugend gar nicht existiert. Er hätte dann eben sofort die Formel gefunden, um sein stolz entwickeltes Persönlichkeitsgefühl mit der Verpflichtung gegen eine große Gesamtheit in Einklang zu bringen: nämlich das Königtum von Gottes Gnaden, aufgefaßt als eine schwere und zermalmende, aber dennoch ganz persönliche Königsaufgabe zum Wohle seiner Untertanen. So aber hatte er zunächst jene wilde, scheinbar urfröhliche und doch innerlich so ganz unbefriedigte Sturm— und Drangzeit in Kniephof zu verleben, die vielleicht die kritischste Zeit seines Lebens gewesen ist. Ein Glück für ihn, daß er schwer verschuldete Güter übernahm, die seine ganze Arbeitskraft, die Anspannung seiner gewaltigen, praktischen Intelligenz vollauf in Anspruch nahmen. Verschuldet aber waren diese Güter infolge der anspruchsvollen Lebensführung seiner Mutter, die nicht vergessen konnte, daß ihr Vater der Kabinettsrat von drei preußischen Königen gewesen war. Darum konnte sie es auch noch als einfache Landedelfrau nicht lassen, immerfort um den glänzenden Planeten der Hofgesellschaft zu kreisen und sich an diesem Feuer die Flügel zu versengen. Noch im Alter hat Bismarck dieser Mutter im Gegensatz zu seinem Vater nicht mit allzu freundlichen Worten gedacht. Kein Wunder, da ihre ganze Art, soweit sie auch auf ihn überging, zeit seines Lebens sein Dämon blieb, der ihn zu den höchsten Gipfeln führte, ihn aber sicherlich auch in die tiefsten Tiefen zurückgeschleudert hätte, wenn nicht von väterlicher Seite her gewisse Gegengewichte des Gemütes vorhanden gewesen wären. Als Bismarck längst wußte, daß sein Leben nicht umsonst gewesen wäre und auch sein berechtigter Ehrgeiz nicht, da diktierte er seinem getreuen Busch einen Leitartikel in die Feder, welcher bestimmt war, Österreich von einer Einmischung in den Gang des Deutsch—Französischen Krieges abzuhalten. Uns fällt in diesem Artikel nicht mehr auf, daß Bismarck zwischen der Verwaltung eines großen Staats und großer Güter einen Vergleich zog. Wir wissen ja längst, wie sehr gerade eine solche Anschauungsweise seiner geistigen Anlage entsprach. Der Vergleich wurde denn auch bis in alle Einzelheiten durchgeführt, und Bismarck wählte als Beispiel das Schicksal einer österreichischen Adelsfamilie, die bekannt war durch ihre schlechte Güterverwaltung und ihren unheilvollen Einfluß auf den Kaiserstaat. Die Fürstlich Esterházy'sche Familie, so ließ sich Bismarck—Busch in jenem Artikel aus, würde von einem Dämon gelenkt und ins Verderben gestürzt. Die Esterházy's können bei leidlichen Ansprüchen sehr wohl vom Ertrage ihrer Güter leben. Ihr Ehrgeiz aber, ihre Sucht, um jeden Preis glänzen zu wollen, verleite sie zu kostspieligen, unnützen Luxusausgaben. Dennoch aber, trotz großer Verluste, die infolge einer solchen Lebensweise die Familie schon erlitten hätte, könnte sie immer noch mit Ansehen fortbestehen, würde nicht stets von neuem ihr Dämon über sie Herr. Genau so aber verhalte es sich mit Österreich selbst, das von seinem Staatsdämon zu einer sehr gefährlichen Luxuspolitik geleitet würde, die dem Staat selbst nur zum Verderben ausschlagen könne, und für die unsere nüchternen, auf Zahlungsfähigkeit haltende Zeit kein Verständnis mehr hätte ... Wäre auch nicht das ausdrückliche Zeugnis von Busch selbst, so würde schon allein dieses Gleichnis und die Formgebung des ganzen Artikels nur zu sehr die Bismarckische Marke verraten. Die Mahnung, nüchtern und zahlungsfähig zu bleiben, offenbart den großen Realpolitiker. Der Dämon aber, der in diesem kleinen Artikel sein so vielfältiges, unru-

higes Wesen treibt, hat eine durch Jahrhunderte geminderte und abgeschwächte, dennoch aber ziemlich erkennbare Verwandtschaft mit dem schwarzen, gehörnten Teufel, dem einst Doktor Martinus Luther auf der Wartburg ein massives, handfestes Tintenfaß an den Kopf warf. So robust und so naiv konnte freilich ein Sohn des neunzehnten Jahrhunderts die Sachlage nicht mehr auffassen. Wenn aber aus dem Teufel auch schon ein ziemlich abstrakter Dämon geworden war, so hat doch offenbar Bismarck nicht minder hart gerungen, nicht minder siegreich wie einst Luther das Tintenfaß seinen, sagen wir, Dreschflegel geschwungen. Er hat als Gutsherr, wie nicht minder später als Staatsmann, dem wirtschaftlichen und politischen Dämon Schweigen geboten und vor allem auf Zahlungsfähigkeit gehalten. Nur scheint dieser Artikel, wie manches andere, doch zu beweisen, daß diese Beschränkung ihm harte Kämpfe gekostet hat, und er mußte nunmehr seine ganze Weltanschauung so formen und modeln, daß er für diese harte Selbstbescheidung einen gewissen Ersatz erhielt. Da er nun einmal nicht an der Spitze stehen konnte, so erstrebte er zum mindesten eine möglichst hohe Stufe in der gesellschaftlichen Stufenleiter mit möglichst viel persönlicher Unabhängigkeit. Das aber gewährte ihm die Verfassung des damaligen Preußens in weit höherem Grade, als eine zentralisierte, staatsallmächtige Republik. Er gehörte einer Gesellschaftsklasse an, die im damaligen Preußen einen bevorzugten Platz einnahm, und mit der auch das allmächtige Königtum nach heftigen Kämpfen längst Frieden und Freundschaft geschlossen hatte. Wie er von allen Beamten nur den Landrat schätzte, diesen letzten norddeutschen Rest des reichsunmittelbaren Feudalherrn, so von allen staatsrechtlichen Beziehungen nur die Königstreue des preußischen Offiziers. Ein kommandierender Offizier nahm doch, trotz aller Disziplin, vielfach eine bevorzugte Stellung ein. Mit dem Träger der höchsten Gewalt stand er in intimer Berührung, und sein König war Fleisch von seinem Fleisch, Geist auch von seinem Geist. Bei der Armee war ja die Notwendigkeit von Disziplin und Unterordnung doch gar zu augenscheinlich, als daß man hier den Zwang und die strenge Zucht nicht viel leichter ertragen hätte, wie im bürgerlichen Leben. Bismarck selbst erzählt uns in den »Gedanken und Erinnerungen«, daß sich der Gleichheitsgeist preußischer Edelleute nur ungern und mit zürnendem Widerstreben Standesgenossen als Vorgesetzte gefallen ließ — ausgenommen in der Armee. Ganz so fasste man das Verhältnis zum Könige auf, der eben der ständige Generalissimus der Armee war. Ohne Zweifel wären diese uckermärkischen Großen ¹ viel mehr in ihrem Element gewesen, hätte es in der Macht jedes einzelnen von ihnen gestanden, Generalissimus zu werden. Da daran schlechterdings nicht zu denken war, ließ man sich eine Herrschaftsform gefallen, die ihre Macht wenigstens dem Gedanken und dem Schein nach mit den adeligen Offizieren teilte. Es war eine sehr mächtige Staatsgewalt über diesen Offizieren, die ihnen aber in der Form des mittelalterlich—aristokratischen Lehensverhältnisses einigermaßen mundgerecht gemacht wurde. Dadurch entstand in der Armee jener eigenartige altpreußische Charakter, der die moderne staatliche Disziplin und die sittliche Macht der feudalen Treue ergreifend in sich vereinigte und dadurch die ungeheuerste Wirkung erzielte. Hier lag der beste Ausweg besonders für eine Natur wie Bismarck, die das Bedürfnis in sich fühlte, sich zu behaupten und durchzusetzen, dabei aber doch auf der Hut war, sich nicht durch ihren Dämon zu Luxusausgaben über die Zahlungsfähigkeit hinaus verleiten zu lassen. Wenn man diesem Entwicklungsgang des großen Altmärkers mit spürendem Blicke nachgeht, staunt man immer mehr über die unergründ-

1 damit ist aber nicht Frau Merkel gemeint!

liche Weisheit des alten Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm, der zwar nach seinem eigenen Ausspruch »der Junkers ihre Autorität ruinierte« und die Souveränität des Staates unerschütterlich auf einem rocher de bronze ¹ befestigte, dennoch aber, als ein echter Staatsmann und tiefer Menschenkenner, dafür Sorge trug, eben diesem selbtherrlichen Staate ein Gepräge zu geben, welches seinen trotzigem Adel mit dem neuen Gebilde ganz und gar verschmolz und von der mittelalterlichen Vergangenheit rettete, was davon zu retten war. Über hundert Jahre nach dem Tode des alten Soldatenkönigs empörte sich abermals ein machtvoller märkischer Feudalherr instinktiv gegen die staatlich — monarchische Zucht und warf sich sogar halb und halb der Republik in die Arme, bis er erkannte, daß die eigentlichen Zeiten reichsunmittelbarer Junkerherrschaft vorüber wären, daß er aber immer noch besser wegstäbe, wenn er sich dem altpreußischen Staate anschlosse, als dem republikanischen. Für Bismarck wirkten Verstand und Gemüt zusammen, um zu diesem Ergebnis zu gelangen. Einmal erkannte er, daß er in Gefahr käme, einem Dämon zu erliegen und durch zu großen Überschwang des Wollens zahlungsunfähig zu werden, so daß es hoch an der Zeit wäre, sich zu beschränken und rechtzeitig Verhältnissen zu unterwerfen, die seiner Persönlichkeit und seinem Genie einen gewissen Spielraum gewährten. Dann aber trat sein starkes und äußerst tiefes Gefühl für die Verkettung, Gesetzmäßigkeit und unentrinnbare Notwendigkeit aller Verhältnisse wieder hervor, der letzte, innerste, dauerhafteste Rest seines Spinozismus, zu dem als zu seinem liegenden Grunde er sich immer wieder zurückzog, wenn seine wilde und überschäumende, zugleich aber überempfindliche, nervenbesaitete Persönlichkeit, sein skeptisch um und um wühlender Geist nicht mehr aus und ein wußten. Da war es nicht mehr nur ein Notbehelf, sondern eine wirkliche Wohltat, im Hafen tiefe Stille und Ruhe zu finden, ohne doch gefesselt und geknebelt zu sein. Nicht nur eine Forderung des Verstandes, sondern vor allem auch ein Bedürfnis des Gemütes sah sich dann zeitweise völlig befriedigt, und so war Bismarcks Königstreue für diese vulkanische Natur viel mehr, als für die meisten seiner Standesgenossen, die einfach und naiv der Überlieferung folgten, sich ganz und gar nicht bemühten, diese alten Anschauungen neu und persönlich in sich zu durchleben. Bismarck lehnte damals den bürokratischen Staat ab und pflegte in sich die altpreußische Königstreue. Sein Ehrgeiz ging dahin, preußischer Offizier und Landrat in seinem Heimatkreis Schönhausen zu werden. König also in seiner engeren Heimat, Vasall und ideell an der militärischen Macht beteiligter Gefolgsmann im weiteren Vaterlande — das waren die Formeln, zu denen Bismarck schließlich gelangte, nachdem er den Radikalismus seiner Jugend gründlich überwunden hatte. In dieser Weltanschauung lag zwar jener Widerspruch, den er selbst in seiner Abhandlung über die Dynastie und Stämme in den Worten aussprach, die an der Spitze dieser Abhandlung stehen. Es war eine gewisse Unnatur für ihn, daß er seinen Kreis nicht allein nach Land, Wald, Berg und Quelle beurteilen durfte, sondern daß er im Notfall bereit sein mußte, im Interesse der Dynastie auf die nächsten Nachbarn des Kreises die Gewehre abdrücken zu lassen. Das aber wäre immer nur ein Ausnahmefall gewesen. Während seiner ganzen Jugendzeit hat Preußen keinen Krieg geführt, und es stand nicht zu erwarten, daß er gerade gegen Nachbarn seines landrätlichen Kreises zu kommandieren haben würde. Darüber also mochte er sich hinwegsetzen, sich damit abfinden, so gut es eben ging. Viel schlimmer und viel bedeutungsvoller war ein anderer Widerspruch. Sein König nämlich vertrat doch auch den abstrakten Staat und das Beamtentum, die Bismarck

1 r. d. b. - eherner Fels, unerschütterliche Festigkeit

beide so grimmig hasste. Wenn er sich gegen das Enteignungsrecht des Staates in jeder Form heftig wehrte, wenn er die Reste der Patrimonialgerichtsbarkeit auf Kosten der Königlichen Richter umfassend erweitern und wieder beleben wollte, dann stellte er sich eigentlich gegen seinen König, und ein Friedrich der Zweite hätte eine solche Opposition zweifellos sehr übel aufgenommen, sie mit selbstherrlicher Rücksichtslosigkeit zu Boden geworfen. Dieses Widerspruchs aber scheint sich der damalige Bismarck gar nicht bewußt geworden zu sein. Ihm war sein König nicht Vertreter des abstrakten Staates, sondern ein durch Gottes Willen etwas höher gestellter Standesgenosse, und soweit er preußischer Offizier war, der Generalissimus und Vorgesetzte. Diese eigentümliche Anschauungsweise konnte damals an Kraft gewinnen, weil sich das Königtum einerseits gegen das stürmisch andrängende, revolutionäre Bürgertum zu wehren hatte, wozu es der Hilfe des gleichfalls schwer bedrohten Adels bedurfte, und weil außerdem der Zeitgeist auch schon bis zu den Herrnsitzen der Altmark vorgedrungen war. Dort rief er zwar keinen adelsfeindlichen Liberalismus hervor, erweckte aber längst vergessene ständische Ideale zu neuem Leben, die jedoch dem Königtum im Vergleich zum Parlamentarismus noch als das kleinere Übel erschienen. So merkten beide Teile nicht den innersten Widerspruch ihres Bündnisses, und behaftet mit diesem Widerspruch trat Bismarck in die politische Laufbahn. Vorher aber hatte er auch in seiner religiösen Entwicklung die ihm gemäße Formel gefunden.

Es wird nicht schwer sein, nun auch Bismarcks Christentum und Gottesfurcht zu begreifen. Er hatte erkannt, daß irgendeine Allmacht, eine höhere Gewalt, ein Allgemeines über dem einzelnen Menschen walte, und er begehrte eine persönliche, für ihn erträgliche Beziehung zu dieser höheren Gewalt. Darum verwarf er die Substanz und glaubte an einen Gott, zu dem er in einem tief gemütlichen Vasallenverhältnis stand, und der dafür auch ihm Treue hielt, ihn in den Nöten und Gefahren seines Berufes mit Schutz umgab, ihm Sünden und Fehlritte im Widerstreit der Pflichten verzieh, und überdies auch noch eine Fortsetzung seiner Persönlichkeit nach dem physischen Tode zu verbürgen hatte. Durch diese Gottesfurcht wurde dem stolzen Junker auch seine gesellschaftliche Unterordnung unter die Monarchie überhaupt erst erträglich. Gewiß, er hielt den Hohenzollern Treue unter der einen Voraussetzung, daß sie wenigstens in ideeller Beziehung ihre Macht mit ihm, ihrem Standesgenossen aus der Altmark, teilten. Jedoch auch dieses Zugeständnis wäre für diese leidenschaftliche, dämonische Natur noch viel zu wenig gewesen, hätte er sich schließlich nicht mit dem Gedanken getröstet: im Grunde dienst du gar nicht ihnen, sondern dem Herrn des Himmels, jener Allmacht, der sich auch der Stolzeste getrost den Mutes unterwerfen kann. Dieser hat bestimmt, daß du den Hohenzollern dienen sollst, tu' es, aber nur ihm zu Willen und Liebe und sonst keinem anderen. Nicht so ganz mit Unrecht hat man eingeworfen, daß Bismarcks Gottesfurcht darum so stark gewesen sei, weil sein Gott ihn in seiner Persönlichkeit gar nicht behinderte, sondern umgekehrt ihm jederzeit zu Willen war. Seine Religion hat ihm gedient, nicht er ihr, meint Erich Marcks. Das ist auch vollauf richtig, wenn man nur hinzufügt, daß Bismarck trotzdem fühlte und wußte, daß er, der gewaltige Einzelmensch, auch in seinen größten Taten noch abhängig von höheren objektiven Mächten blieb. Diese Abhängigkeit flößte ihm tiefe Ehrfurcht ein, ohne daß er sich behindern ließ, ihr auf jede Weise realpolitisch beizukommen. Er diene diesen beiden objektiven Mächten, seinem Könige und seinem Gott, aber nur, weil dieser Dienst der einzige Weg war, zu herrschen, seinen Genius zu entfalten. Sonst hätte er sich von einer höheren Macht wohl eher vernichten lassen, statt sich ihr zu

unterwerfen. Natürlich lag es Bismarck ganz fern, diesen innersten Kern seiner Gottesfurcht und Königstreue zu zergliedern, und diejenigen haben keine Ahnung von der urhaften Gefühlssicherheit des Genies, die für planvolle, ehrgeizige Absicht nehmen, was tatsächlich ein ehrliches und ganz naives, gewaltiges Gefühl gewesen ist. Ähnlich wie bei Luther mischte sich in Bismarcks Religiosität aufrichtige Demut mit einem verblüffend urwüchsigen Selbstgefühl, das sozusagen mit dem lieben Herrgott auf Du und Du stand. Jeder schafft sich nur selbst im Bilde seines Gottes, und es liegt auf der Hand, daß eine ganz auf sinnliche Anschauung und Tastbarkeit angelegte Tatnatur wie Bismarck nur in ganz persönlicher Beziehung zu den höheren Mächten stehen konnte. Diese Formel seiner Gottesfurcht und Königstreue war die einzige, bei welcher sein Standesbewußtsein und sein Genie nicht vergewaltigt, wohl aber vor Zersplitterung und frühzeitiger Vergeudung bewahrt wurden. Als er sich mit Johanna von Puttkamer vermählte, war seine Weltanschauung festgelegt. Sie konnte sich in zahllosen Einzelheiten noch bereichern und beleben, nicht aber in ihren Grundlagen wandeln. So war Bismarck ein fertiger Mann, als die Revolution ausbrach und ihren größten Gegner von seinem Gut Schönhausen auf die Weltbühne berief.

Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen, besonders nicht eine Revolution, die ihn gewaltsam in kaum überwundene Seelenstürme zurückzuschleudern droht. Goethe, um nicht wieder einer Ungemessenheit zu verfallen, ging der französischen Revolution und später den Freiheitskriegen wie einem Krankheitsstoff weit aus dem Wege. Es ist so unwahrscheinlich nicht, daß auch der dreiunddreißigjährige Bismarck von ähnlichen Stimmungen beeinflusst wurde, daß auch in ihm die Furcht lebendig war, in den wilden Strudel hineingerissen zu werden, den schwer errungenen Seelenfrieden wieder zu verlieren. Darüber sind nur Vermutungen möglich, während ein anderer Grund für seine erbitterte Gegnerschaft von ihm selbst mit wünschenswerter Deutlichkeit ausgesprochen wurde. Nämlich die »gleichmachende Heckenschere«, die in Frankfurt am Main geschwungen wurde, um erst später in Gotha zu einem friedlichen Instrument umgeschmiedet zu werden, erregte seinen tiefsten Ingrimm. Man bedenke, was es dem selbstbewußten, in seiner ersten Vollkraft stehenden Mann gekostet hatte, sich seinem König ohne Vorbehalt zu unterwerfen. Er hatte dafür wenigstens den Trost, nicht eigentlich den Hohenzollern, sondern einem viel höheren Herrn zu dienen und dafür zum Lohn als preußischer Offizier und Landedelmann keine ganz untergeordnete, sondern verhältnismäßig hochstehende, selbständige Stellung einzunehmen. Nun aber kam die Revolution mit ihrer gleichmachenden Heckenschere und wollte allenfalls einen konstitutionellen oder, wie Friedrich Wilhelm der Vierte sagte, konventionellen König bestehen lassen, nicht aber einen bevorzugten Landadel. Man verlangte gänzliche Gleichstellung vor dem Gesetz, und jedem Staatsbürger sollte jede Laufbahn offenstehen. Das alles im Namen eines Staatsbegriffes, der dem gewesenen Pantheisten vorkommen mußte wie das flutende Meer, in welchem die einzelne Wasserwoge gar nichts zu bedeuten hatte. Wir wissen schon, wie seine überempfindliche Kraftnatur sich dagegen aufbäumte, nur eine schnell verrauschende Wasserwoge vorzustellen. Sehr merkwürdig und bezeichnend für diese innerste Stimmung seiner antiliberalen Gesinnung scheint schon die Rede, die er ein Jahr vor der Revolution im Vereinigten Landtag zugunsten des christlichen Staates gehalten hat. Wenn man diese Rede näher untersucht, lernt man nicht nur den damaligen, sondern auch den viel späteren Bismarck recht begreifen. Wer dieser Rede

satirisch und feindselig entgegentritt, hätte reichlich Gelegenheit, über den Ursprung des Begriffs »christlicher Staat« höhnische Betrachtungen anzustellen. Aber der ehrliche Seelenforscher, der längst weiß, daß das menschliche Gefühlsleben, namentlich das Gefühlsleben starker Naturen, nicht ohne weiteres abzumessen ist, wird diesen bedeutsamen Beitrag zur innerdeutschen und zur Entwicklungsgeschichte Bismarcks mit anderen Augen ansehen. Zwar besagt der Lehrsatz des damaligen Bismarck, daß der christliche Staat die Vorschriften der Evangelien zu verwirklichen habe, im Grunde so gut wie gar nichts, da diese verschiedenartigen Vorschriften meistens dem Gewissen und Privatleben des einzelnen anheimgegeben sind oder, falls sie gelegentlich das öffentliche Leben streifen, sich untereinander fortwährend widersprechen. Aber Bismarck spricht auch aus, wozu sein christlicher Staat ihm dienen soll. Die ältere Philosophie hatte im Staat nur einen Zusammenschluß von Interessen erblickt, eine Art Bollwerk gegen einen Krieg aller gegen alle. Diese durchaus mechanische Auffassung widerstrebte ihm vielleicht schon deshalb, weil er meinen mochte, daß er mit seiner Riesenkraft in einem solchen Daseinskampf eher zu gewinnen, als zu verlieren hätte, während er sich im Gegenwartsstaat bis zu einem gewissen Grade beschränken und entsagen mußte. Es lag also in dieser Lehre für ihn selbst eine Versuchung, die er weit von sich wies. Auch kam hier seine Hingabe an eine große und gesetzmäßige, dabei aber pantheistisch durchseelte Notwendigkeit gar zu wenig auf ihre Rechnung. Allerdings empfanden auch seine liberalen Gegner einen ganz ähnlichen Mangel und suchten deshalb den Staat auf den Humanitätsgedanken zu stützen. Bismarck aber war der Meinung, dieser Gedanke wäre viel zu persönlich, viel zu sehr abhängig von den wechselnden Zeitstimmungen und wechselnden Ansichten in den Köpfen der jeweils Regierenden. Namentlich schien ihm unmöglich, auf Grund des Humanitätsgedankens die Kommunisten und ihre Lehre vom hohen sittlichen Wert des Diebstahls zu bekämpfen. Die Anhänger dieser Doktrin behaupteten ja geradezu, ihr Kommunismus wäre die Blüte der Humanität. Darum stelle man dem Ideal der Kommunisten das Ideal des christlichen Staates entgegen, und verwerfe unter allen Umständen die rohe Nützlichkeitslehre. Bis hierher läßt sich dieser Gedankenführung eine gewisse innere Logik kaum absprechen, obgleich sich im einzelnen viel dagegen sagen ließe. Vielleicht darf man sogar wagen, zu ergänzen: Wäre ich, Herr von Bismarck, kein Christ und glaubte nicht an ein ausgleichendes künftiges Leben, wahrhaftig, dann hielt' ich es unter den heutigen Verhältnissen nicht aus, ich ginge unter die Kommunisten. Indes, dieser Ton klingt doch nur leise mit, und vielleicht irrt man sich auch, wenn man ihn herauszuhören glaubt. Dagegen wird die Kehrseite, das nämlich, was Bismarck vom Kommunismus und von aller Gleichmacherei zu *fürchten* hatte, mit einer Deutlichkeit und Schärfe herausgestellt, die ein Übersehen und Vertuschen ganz unmöglich macht. Scheinbar urplötzlich und ganz zusammenhanglos kommt er von den Kommunisten auf die Juden zu sprechen. Er bekennt rücksichtslos: er würde sich tief niedergedrückt fühlen, sein freudig aufrechtes Ehrgefühl würde ihn verlassen, wenn ihm als Repräsentant der geheiligten Person des Königs ein Jude gegenüberstände, dem er zu gehorchen hätte. Bismarck, nach dem glaubwürdigen Zeugnis Ludwig Bambergers, ist niemals ein Antisemit vom Schlage der Stöcker und Treitschke gewesen. Wenn es ihm gerade in seine Politik paßte, wenn er parlamentarische jüdische Gegner zu bekämpfen hatte, benutzte er die vorhandene antisemitische Strömung, wie er eben alles benutzte. Sonst aber, im persönlichen Verkehr, ließ er es an einem gewissen patriarchalischen Wohlwollen durchaus nicht fehlen. Ganz anders lag aber für

ihn diese Frage Anno 1847, wo man nicht Wohlwollen von ihm verlangte, sondern vollständige Gleichsetzung, die in sich die Möglichkeit schloß, daß er einmal in die Lage käme, einem Juden gehorchen zu müssen. Das aber wirkte tief niederdrückend auf ihn, weil Gehorsam überhaupt keine Bismarckische Eigenschaft war. Schwer genug hatte er es sich abgerungen, daß Gehorsam gegen die Hohenzollern gleichbedeutend wäre mit Gehorsam gegen Gott, indem ihm dabei sein Gefühl für große und gesetzmäßige, geschichtliche Zusammenhänge im Bunde mit den unverlöschlichen Erfahrungen seiner Kindheit zu Hilfe kam. Dagegen in Sachen der Juden hatte er nur die genau umgekehrte Erfahrung gemacht, daß er nicht ihnen zu gehorchen hätte, sondern sie ihm. Er hätte gewiß Geneigtheit gezeigt, solchen Juden, die seine Hilfe in Anspruch nahmen, patriarchalisches Wohlwollen entgegenzubringen, wie sich ja selbst in dem von Busch allein überlieferten antisemitischen, Tischgespräch eine Erzählung von der Dankbarkeit eines Juden findet, dem Bismarck in geschäftlichen Nöten geholfen hatte. Dieses ihm sehr zusagende Verhältnis suchten nun die bösen Liberalen geradezu zu verkehren, und man begreift Bismarcks Ingrimm. Er könnte die Bürokraten überhaupt nicht leiden, und nun noch jüdische Bürokraten ... ! jetzt wird uns auch der Zusammenhang aufgehen, der in seinem Geiste zwischen einem zu befürchtenden jüdischen Beamten und einem Kommunisten bestand. Er besaß nicht etwa die moderne Geschmacklosigkeit, an der Entstehung kommunistischer Lehren allein den Juden schuld zu geben, sondern er grub viel tiefer. Diejenigen, die eine Emanzipation der Juden begehrten, wie jene anderen, die sich für den hohen sittlichen Wert des Diebstahls begeisterten, schwangen die ihm so verhasste gleichmachende Heckenschere und beriefen sich auf die Forderungen der Humanität. Gleichheit der Vermögen im Namen einer Sittlichkeit an sich, Gleichheit aller Bürger im Namen eines Staates an sich — beides war ihm gleich greuelvoll und unerträglich. Darum lehnte er sich mit Haß und Leidenschaft und ungeheurer Erbitterung gegen die Märzerrungenschaften auf und versuchte mit stürmischer Energie, wiewohl vergeblich, eine Gegenrevolution zu organisieren. Damals entfiel ihm das zornvolle Wort, die großen Städte müßten von der Erde vertilgt werden, und bildete sich in ihm jene verächtliche Ansicht über die Art und Weise aus, wie in großen Städten eine öffentliche Meinung zustande kommt. Alles dort war ihm Geschwätz und Phrase, Unkenntnis des wirklichen Lebens. Und er hatte recht. In den großen Städten hatte man wirklich keine so anschauliche Kenntnis von altväterlichen Herrschaftsverhältnissen, wie auf dem Lande. In großen Städten wußte man nichts von Resten des Lehenwesens, nichts von gleichsam reichsunmittelbaren Landräten, nichts von einem Treuverhältnis des Vasallen zu seinem König. Nein, nur der Staat als solcher galt in den großen Städten, nicht der Feudalstaat des Mittelalters, sondern der zentralisierte moderne Staat. Die preußischen Könige hatten freilich das Kunststück zuwege gebracht, die mittelalterlichen Gefühle ihres Adels dennoch indirekt in den Dienst des Staates zu stellen. Die Sturmflut der Revolution schien aber auch diese Reste gänzlich hinwegschwemmen zu wollen. Bismarck stemmte sich mit Riesenkraft entgegen und rettete, was zu retten war. Mit tiefem Schmerz, der sich bis zum Weinkampf auf der Rednerbühne steigerte, gab er preis, was sich nicht mehr behaupten ließ, und machte die unvermeidlichen Zugeständnisse. An seinen Kernanschauungen hielt er aber zähe fest. Er blieb dabei, der König von Preußen wäre immer noch von Gottes Gnaden auch als konstitutioneller König, und widersetzte sich jedem Versuch, Altpreußen auf Grund liberaler Lehren im Reiche aufgehen zu lassen. Die deutsche Frage fiel ihm noch ganz unter diesen

Gesichtswinkel. Weil er die Revolution und die gleichmachende Heckensche-
re, den abstrakten oder, wie er ihn nannte, heidnischen Staat haßte, deshalb
haßte er auch das Schwarz—Rot—Gold und die von Frankfurt her angebotene
Kaiserkrone.

Oft schon wurde die Frage aufgeworfen, ob Bismarck ursprünglich ein
politischer Romantiker vom Schlage Friedrich Wilhelms des Vierten oder der
Gebrüder Gerlach gewesen ist. Die meisten verneinten diese Frage, und wenn
Erich Marcks zu einer bejahenden Antwort neigt, so schränkt er sie doch ganz
auf Bismarcks politische Frühzeit ein, indem er hinzusetzt, daß manchmal
schon zu dieser Zeit sein preußischer Realismus die romantischen Nebelgebil-
de jener Theoretiker zerrissen hat — wenn auch nur gelegentlich. Erich
Marcks hat teilweise recht, und andere, die Bismarcks politische Romantik
überhaupt leugnen möchten, haben entschieden unrecht. Wenn der gewaltige
Junker aus der Altmark vom Staats— und Beamtenwesen durchaus nichts wis-
sen wollte und die Oberherrschaft eines Königs erst dann erträglich fand,
wenn er sie mit Gottesgnadentum und feudaler Treue verbrämen konnte,
dann war er durchaus ein politischer Romantiker — und ein solcher ist er zeit
seines Lebens auch noch auf dem Gipfel der Weltgeschichte stets geblieben.
Darin unterschied er sich gar nicht von den Gebrüdern Gerlach. Der einzige
Unterschied war, die lehrseligen Brüder versuchten aus dieser romantischen
Stimmung allgemeingültige Grundsätze für die ganze Welt oder zum mindes-
ten für Europa zu entwickeln, während sich Bismarck naiv und unlehrhaft
ganz auf Preußen beschränkte. Er war zu seiner Romantik gekommen, weil es
ihm ganz unerträglich erschien, irgendeinen Menschen oder eine Körper-
schaft als Herrn über sich anzuerkennen. Nun war aber, daran ließ sich nichts
ändern, der König sein ihm übergeordneter Landesherr. Sich aber auch noch,
wie die Brüder Gerlach verlangten, dem Kaiser von Rußland oder von Öster-
reich oder gar den Monarchen der kleindeutschen Staaten unterzuordnen,
das vermochte er nicht über seinen Stolz trotz aller legitimistischen Überzeu-
gung. Auch 1848 war er dazu gar nicht imstande. Er schwärmte damals
durchaus nicht für eine Oberherrschaft Österreichs oder Rußlands. Freilich
haßte er die Revolution mit ihrer Gleichheit aller Bürger vor dem abstrakten
Staat. Das brachte ihn in die Klemme, zwang ihn, bei den konservativen, kon-
trarevolutionären Mächten seine Stütze zu suchen. Die deutsche Frage, wie
die Radikalen und selbst die Gothaer sie lösen wollten, war ihm ein Greuel,
und deshalb verhöhnnte er die schwarz—rot—goldene Fahne mit einer Bitter-
keit und Selbstherrlichkeit, die ihm manche Deutschradikalen bis heute nicht
verziehen haben. Und weil die Kabinette von Petersburg und Wien über jene
Fahne nicht viel anders dachten, war Bismarck halb und halb Anhänger eines
Bündnisses mit Österreich und Russland. Bald aber mußte er erkennen, daß
ein Bündnis mit den Staatsmännern der Hofburg keineswegs eine so einfache
Sache wäre, wie er sie sich ursprünglich vorgestellt haben mochte. Im Gegen-
teil, die neue deutsche Frage, die er so sehr verabscheute, wirkte auf die Be-
ziehungen der beiden Mächte, wie im achtzehnten Jahrhundert die schlesi-
sche oder die polnische Frage. Diese Entdeckung ist für Bismarck sicherlich
eine Erleuchtung und Erlösung zugleich gewesen. Nun lag ja die Sache ver-
blüffend einfach. Der preußische König zog, wie einst sein Ahn Friedrich, sein
gutes preußisches Schwert und durchhieb den gordischen Knoten. Er schrieb
den Deutschen vor, welches ihre Verfassung sein sollte, und fand sich mit ös-
terreichischen Ansprüchen in Güte oder gewaltsam ab, jedenfalls auf dem
Wege und nach Art einer Großmachtpolitik. Wir erwähnten ja schon der be-
rühmten Rede vom 6. September 1849, in welcher Bismarck den Schatten

Friedrichs des Großen heraufbeschwor und genau die Politik empfahl, die er siebzehn Jahre später mit glänzendem Gelingen in die Tat umsetzte. Sobald er überhaupt erst zu der Erkenntnis gekommen war, daß sich die deutsche Frage ganz gut auch als eine Machtfrage der preußischen äußeren Politik behandeln lasse, war er auch als Politiker ein innerlich fertiger Mann, der eine deutsche Einheit nicht mehr zu fürchten hatte, weil ein preußischer König als Oberherr von Deutschland, geschützt und beschränkt durch eine ständisch—patriarchalische Verfassung, dem märkischen Junker nicht mehr bedrohlich war. Trotzdem verteidigte damals der Abgeordnete von Bismarck die Politik, die Preußen nach Olmütz ¹ führte und es unter das kaudinische Joch des Fürsten Schwarzenberg zwang. In den »Gedanken und Erinnerungen« hat er die Erklärung abgegeben, daß er damals im innersten Herzen einen Krieg gegen Österreich wünschte, daß er aber auf die Bitte des Kriegsministers die Abgeordneten vorläufig zu beruhigen suchte, damit Preußen, welches militärisch verfallen war, durch hinhaltende, diplomatische Verhandlungen Zeit gewinnen könnte. Dieser Zweck wurde auch erreicht, nur daß die Energielosigkeit Friedrich Wilhelms des Vierten mit der gewonnenen kostbaren Zeit nichts anzufangen wußte. Die Tagebücher des Generals von Gerlach scheinen diese Angaben Bismarcks halb und halb zu bestätigen. Trotzdem wäre es verwegen, die ältere Überlieferung, nach welcher Bismarck in der Olmützer Zeit noch österreichischer Parteigänger gewesen wäre, ganz von der Hand zu weisen. Das geht schon deshalb nicht, weil er später selbst in mancher Reichstagsrede die ältere Überlieferung bestätigt hat. Wahrscheinlich spielte sich damals ein Zwiespalt der Empfindungen in ihm ab. Er war empört über die Anmaßung Österreichs und gleichzeitig mochte er von einem Sieg über den Kaiserstaat eine Stärkung des Liberalismus oder auch der absolutistischen Neigungen Friedrich Wilhelms des Vierten befürchten. Denn er hatte keinen Grund, mit seinem König unbedingt zufrieden zu sein. Dieser Monarch war allerdings erfüllt von ständischen Idealen und daher nicht abgeneigt, auch im Adel eine Einrichtung von Gottes Gnaden zu erblicken. Noch viel stärker aber durchdrang ihn ein mystisch—selbtherrliches Unfehlbarkeitsbewußtsein, welches bei irgendeinem glänzenden äußeren Erfolg seiner Regierung vermutlich so entschiedene Formen angenommen hätte, daß ein »ständisch—liberaler« Edelmann aus der Mark mit dem phantastischen König nicht mehr ausgekommen wäre. Mir will scheinen, es war dieser geheimste innerste Gegensatz, welcher Bismarck veranlaßte, mehrfach ein Ministerium unter diesem Könige auszuschlagen. Erst als der »Republikaner« König Wilhelm ² den Thron bestiegen hatte, war auch Bismarcks Zeit gekommen, da gründete er nach den Grundsätzen, die er schon 1849 empfohlen hatte, das neue Deutsche Reich und machte den König von Preußen zum Deutschen Kaiser. Zugleich aber sorgte er dafür, daß die Keime zu einer Weiterentwicklung einer ständischen Aristokratie in reichlicher Menge nach Preußen—Deutschland hinübergerettet wurden. Die Aufgabe der letzten zwanzig Jahre seiner Politik ist es gewesen, diese Keime zum Aufblühen zu bringen.

Es blieb ein Widerspruch bestehen zwischen Bismarck und seinem Werk. Er hatte eine Forderung der Liberalen mit der Reichsgründung erfüllt und dadurch tatsächlich die Staatsallmacht und die Monarchengewalt unermeßlich erhöht. Trotzdem blieb er im innersten Kern antiliberal und auch Gegner eines absolutistischen Herrscherbewußtseins, welches den gleichbe-

1 1850 wurde in Olmütz die Olmützer Punktation oder auch "Olmützer Vertrag" zwischen Preußen, Österreich und Russland abgeschlossen

2 Wilhelm I., reg. von 1858 bis 1888

rechtigten Edelmann nicht nach Gebühr beachtete. Seine Oppositionsstellung zum Kronprinzen, späteren Kaiser Friedrich ¹, entsprang zum Teil diesem aristokratischen Gleichheitsgefühl. Bismarck wies den Gedanken weit von sich, die süddeutschen Staaten, wie der Kronprinz wollte, mit Gewalt zum Eintritt in den Norddeutschen Bund zu zwingen. Die Enthaltensamkeit und Mäßigung des vorausschauenden Staatsmannes wirkte zu dieser Politik wesentlich mit. Trotzdem war in dieser Frage zwischen dem Kronprinzen und Bismarck nicht nur ein Gegensatz der Taktik, sondern der Weltanschauung. Woher denn hatte Bismarck jene zarte Empfindung für eine Machtfrage sogar des kleinen Fürstentums von Reuss, worüber sich der Badenser Jolly so sehr wunderte? Einfach daher, weil er als Landesherr von Schönhausen und Kniephof lange Jahre die Machtinteressen dieser kleinen Herrschaften wahrgenommen hatte. Weil er seine Landedelmannschaft für eine Einrichtung von Gottes Gnaden hielt, nicht anders auch das Fürstentum Reuss. Natürlich nur dann, wenn es nicht feindselig seiner eigentlichen Arbeit, dem Reiche und dem preußischen Staate entgegentrat. Bismarck vernichtete die Vasallen der Habsburger, die Könige von Hannover und die Kurfürsten von Hessen. Ganz fern lag es ihm aber, die Hohenzollernschen Vasallen in ihren Rechten zu verkürzen — zugunsten der Hohenzollern. Dem Andrängen des Kronprinzen sowie der damaligen Nationalliberalen, die eine straffere Durchführung des Einheitsstaates auf Kosten der Einzelländer begehrten, hat er widerstanden und es namentlich auch durchgesetzt, daß Elsaß—Lothringen nicht eine preußische Provinz wurde, sondern ein Vasallenstaat des Reiches. Man rühmte in allen solchen Fällen die Weisheit des Politikers, der seine glänzendsten Siege mit schonender Berücksichtigung der Gefühle des Besiegten auszunutzen wußte. Am glanzvollsten und rein menschlich am herrlichsten trat die Mäßigung in Nikolsburg ² hervor, als er sich mit heldenhafter Entschlossenheit der Militärpartei und seinem siegberauschten König in den Weg warf und die Erhaltung des Königreichs Sachsen ³ durchsetzte. Er hatte eben gar nichts dagegen, daß neben dem »republikanischen« König von Preußen mächtige Vasallen, Reichsfürsten, standen, die einige Berücksichtigung verlangten. Er selbst brachte allen diesen nichtpreußischen Fürsten keine allzu große Hochachtung entgegen. Er fühlte sich innerlich gewissermaßen als ihresgleichen, als ihren Kollegen. Es war ein wunderbares Glück für Bismarck, daß sein alter Herr ganz der Monarch war, den dieser gewalttätige Vasall brauchte. König Wilhelm fühlte sich tatsächlich nur als einen Standesgenossen des Adels, als einen Kollegen der deutschen Reichsfürsten, der seine höhere Stellung nur der Gnade Gottes verdankte. Er fasste den Begriff des Gottesgnadentums nicht im selbtherrlichen, sondern im menschlich demutvollen Sinne auf, so daß Bismarck vollauf zufrieden sein durfte. Anders war es mit der Kaiserin Augusta, die sich nicht als eine gekrönte Landedelfrau empfand, sondern tatsächlich als die Kaiserin eines Volkes von fünfzig Millionen, als eine der höchsten Frauen Europas. Es widerspricht diesem Stolzgefühl ganz und gar nicht, daß die Kaiserin bald liberale und bald katholische Tendenzen begünstigte. Der Liberale vertrat ein straff zentralisiertes Staatswesen, das der stolzen Fürstin immer noch mehr zusagen mochte, als Bismarcks ständische Aristokratie, und die katholische Kirche mit ihrer weltumspannenden Herrschaft, mit ihren pomphaften Formen berührte die Tochter einer russischen Großfürstin zweifellos mit tiefem Eindruck. Bismarck aber, abgesehen von seinem

1 Dieser regierte nur kurze Zeit im sog. Dreikaiserjahr 1888

2 Vorfrieden 1866 zwischen Preußen und Österreich nach der Schlacht von Königsgrätz

3 Sachsen war mit Österreich verbündete und gehörte zu den Unterlegenen in diesem Krieg

evangelischen Glaubensbekenntnis, konnte schon deshalb kein Ultramontaner sein, weil die Kirche des Papstes die volle und unumschränkte Herrschaft über die Seele ihrer Gläubigen beanspruchte. Eine solche Beschränkung seiner Persönlichkeit hätte er sich noch viel weniger als Luther gefallen lassen. Vom rein staatsmännischen Standpunkt aus war ihm freilich das Zentrum anfangs gar nicht unbequem. Auch hier hoffte er eben ein besonderes Vasallenverhältnis der Katholiken mit Hilfe des Papstes zu begründen. Er dachte sogar daran, dem aus dem Quirinal ¹ vertriebenen Heiligen Vater, wenn er Rom verlassen sollte, eine Residenz in Fulda anzubieten. Dann wäre eben der Papst ein mächtiger Vasall mehr im Deutschen Reiche gewesen. Der verwegene Plan mißlang, weil es sich herausstellte, daß die Kirche im Gegenteil mit großer Energie uralte Herrschaftsansprüche erneuerte. Darauf konnte Bismarck als Mensch sowohl wie als treuer Diener der Hohenzollern nicht eingehen. Der Kulturkampf entbrannte, und Bismarck war gezwungen, sich auf die damaligen Liberalen zu stützen, die ihren abstrakten und ihm so widerwärtigen Staatsgedanken durchaus nicht aufgegeben hatten. Er hielt, wenn man so sagen darf, die Macht der Kirche durch die Macht des Beamtentums in Schach und konnte im innersten Herzen beide Gebilde nicht leiden. Darum schloß er sofort Frieden, als sich die Kirche bequeme, von ihren Herrschaftsansprüchen abzulassen, und der Papst sich geneigt zeigte, gegen gewisse nicht allzu wesentliche Zugeständnisse, die nicht einmal eine volle Herstellung des Status quo vor dem Kulturkampf bedingten, die innerdeutsche Politik mit seinem moralischen Einfluß zu unterstützen. In eingeschränktem Grade leistete das Zentrum den Hohenzollern nun doch Vasallendienste, und dazu hat Bismarck es erzogen. Viel energischer wurden die Nationalliberalen dieser neuen Aristokratie eingefügt. Das bewirkte Bismarck durch den berühmten Umschwung seiner Wirtschaftspolitik, die den Abgeordneten Lasker sofort zu dem Ausspruch veranlaßte: »Wir treiben einer aristokratischen Politik entgegen.« Bismarck gründete zur Durchführung des Schutzzolls das berühmte oder berüchtigte Kartell, welches tatsächlich die neue Aristokratie aus der Taufe hob. Die Konservativen, die unter Führung der Reichsglocke sehr widerspenstig gegen jede Teilung ihrer Herrschaft gelärmt hatten, mußten sich nun doch entschließen, die Industriellen und die Katholiken als Gleichberechtigte anzuerkennen, und Bismarck war im allerhöchsten Stil wieder ein Patriarch geworden, wie einst im frühesten Mittelalter seine Ahnen im altmärkischen Stendal. Es begann nunmehr die Zeit der wirtschaftlichen Interessenkämpfe, die eine gewisse Lockerung im festen staatlichen und beamtlichen Gefüge herbeiführten. Allerdings wehrten sich die Vertreter des Staats, die Beamten und Geheimräte, mit denen deshalb Bismarck in einem rastlosen, unterirdischen Krieg begriffen war. Ebenso unversöhnlich und unermüdlich war er in seinem Kampf gegen die Freisinnigen und die Sozialdemokraten, die ihm gegenüber gleichfalls den zentralisierten Staat vertraten. Die soziale Frage suchte Bismarck in ständisch—patriarchalischem Sinne zu lösen, und das Höchste, was innerhalb dieses Rahmens zu erlangen war, hat er im ersten Anlauf erlangt. Der innerste Grund aber, warum Bismarck in der inneren Politik nicht so wie in der Diplomatie ein vollkommener Meister gewesen ist, liegt in dem Mangel an Abstraktion, der zu seinem Genius gehörte, wie zum Genius Goethes. Die Regierung und Verwaltung eines verzweigten, modernen Staates erfordert aber eine ganz außerordentliche Fähigkeit zu begrifflichem und auseinandersetzendem Denken zur genauen Abschätzung der Klassenbedürfnisse, der Lehren und geistigen Strömungen. Das aber wider-

1 Q. - ein röm. Palast, Sommersitz der Päpste

stand dem innersten Wesen Bismarcks. Dieser Staat an sich blieb dem großen Reichsgründer der ewige Feind, dem er schließlich auch unterlag. Denn der Zwist mit Wilhelm dem Zweiten, der zum Bruche von 1890 führte, war tatsächlich der Zwist zwischen einem Monarchen, der sich ganz als Herrscher fühlte, und einem Vasallen, der das Verhältnis zum Herrscher mit den Augen mittelalterlicher Shakespearescher Helden betrachtete: wenn du König bist, dann bin ich Bolinbroke¹. Daher erklärte es sich auch, warum sich damals geradezu verblüffend die Krone und die linksstehenden Parteien zusammenfanden. Sie alle vertraten den modernen Staatsgedanken gegenüber einem allgewaltigen Feudalen. Bismarck zog sich nun in die Einsamkeit zurück und begann von neuem jenen erbitterten Kampf gegen alle staatlichen Ansprüche liberaler oder imperialistisch—bürokratischer Färbung, den er schon in seiner Jugend geführt hatte. Seinen Gegnern freilich dürfte die Zukunft gehören. Aber Bismarck hatte am Ende seiner Laufbahn das Glück, daß richtige Grundsätze ihm gegenüber ganz unzulänglich vertreten wurden. Der Staatsgedanke nahm entweder mystisch—romantische Formen an oder entartete innerhalb der Parteien zu einem leeren lehrhaften Gerede, welches die praktischen, politischen Fragen und Bedürfnisse viel ungeschickter behandelte, als dieser staunenswerte Junker mit seinem genialen Gefühl es je getan hatte. So blieb die öffentliche Meinung trotz gelegentlicher Schwankungen auf der Seite Bismarcks bis zu seinem Tode. In seinem Nachlaßwerk hinterließ er uns das bedeutsame Wort, daß auch das preußische Königtum mit seiner relativen Unbeschränktheit nicht das letzte Wort seiner Überzeugung wäre. Der alte, ständisch—feudale Republikaner war in den letzten Lebensjahren wieder stärker zum Durchbruch gekommen. Daraus aber folgt für alle, die den modernen Staatsgedanken vertreten, daß sie bis auf weiteres eher Anlaß haben, für, statt gegen die Monarchie zu stimmen.

Bismarck starb auf niedersächsischem Boden, aber nicht in seiner Heimat. Er hatte längst nicht mehr zu fürchten, daß die Königstreue ihn zwingen könnte, gegen benachbarte Stammesgenossen Krieg zu führen. Wir können es aussprechen, daß der Niedersachse in ihm den Altpreußen schließlich völlig überwunden hat. Er blieb bis zum letzten Atemzug immer derselbe: eine Titanennatur, die am stillen Gang der organischen Welt den Leitfaden fand, der sie aus dem selbst getürmten Wirrsal dämonischer Leidenschaften sicher wieder hinausführte. Ein ganz naturhaftes Genie, frei von jeder Begrifflichkeit und Lehrhaftigkeit, aber von erstaunlichem und unerhört treffsicherem Tiefblick in allen Fragen, die der Anschauung und praktischen Erfahrung offen stehen. Eine politisch—mittelalterliche Herrennatur, die sich dennoch mit sicherem Kraftgefühl in die moderne Welt hineinschwang und sie mannigfaltig und oft segensreich beeinflusste. Endlich in seiner Gesamterscheinung eine Persönlichkeit, von der das schlichte, ewige Wort Shakespeares Geltung hat:

Es war ein Mann, nehmt alles nur in allem,
Und nimmer werd' ich seinesgleichen sehn.

1 Gegner König Richard II. bei Shakespeare